



Nr. 10.

Erscheint Sonntags
und ist in der Post-Zeitungspreliste
unter Nr. 1694 e eingetragen.

Berlin, den 7. Dezember.

Abonnementspreis
bei der Post oder im Buchhandel
vierteljährlich 3 Mark.

1889.

Inhalt: Die Liebe ist gerettet. Skizze von Ilse Frapan. — Das böhmische Staatsrecht. Von Dr. Heinrich Friedjung. — Der Arbeiterschutz in Holland und in Deutschland. Von Egon Malherbe. — In stiller Nacht. Novelle von Franz Zervos (Schluß). — Friedrich Rückert. Studie von Leo Berg (Schluß). — Die Jugend Friedrichs des Großen. Von Arthur Kleinmichel. — Der verbotene „Generalsfeldoberst.“ Von J. W. — Kleine Kritik.

Die Liebe ist gerettet.

Skizze

von

Ilse Frapan.

Er hatte sehr früh geheiratet, aus Eigensinn mehr denn aus Liebe; zu früh und unglücklich, das sagte er sich selbst schon nach einigen Jahren. Aber er sagte es ganz leise. Was konnte sie dafür, daß Frauen so schnell altern, geistig, daß ihr Wachstum überraschend bald aufhört, und daß sie dann, ein armselig Zwitterding, durchs Leben gehen? Kindisch in allen höchsten Dingen; ganz kalter Weltverstand, sobald der Mann an ihrer Seite einen Schwung wagen möchte. — Er fühlte, daß er weiterwachsen mußte seiner Natur nach, und daß sie es ihm erschwerte, und seine Augen wurden schwach über dem Anblick der eisernen Pflicht, sie fingen an, hinauszuspähen, zu suchen.

In einem großen Schmerz, der ihn betraf, als Pflegerin, Trösterin, hätte die erstarrte Seele seiner Gattin vielleicht wieder weich und flüchtig werden können; aber die Probe blieb erspart, es ging Jahr auf Jahr weiter ohne besonderes Unglück. Es waren auch keine Kinder da, die durch ihr Leben oder Sterben ein Bindeglied gebildet hätten.

So blieb es bei jenem gefährlichen Suchen. Das Schicksal war ihm gnädig oder grausam: es führte ihm ein Mädchen in den Weg, das gerade Widerspiel seiner Gattin, voll Leben und Saft. Er sträubte sich nicht einen Augenblick, stürzte sich mit aller zusammengesparten Glut auf das Glücksgeschenk, bediente sich aller Mittel, edler und ruchloser, um ihre Liebe zu gewinnen. Es gelang ihm, sie gehörte ihm, er hielt sich für den glücklichsten Menschen.

Daß die Geliebte ein ganzer Mensch war und darum auch ihn ganz verlangte, daß sie ihn mit Gram und Abscheu in der Lüge leben sah, lernte er erst durch ihre Worte er-

fennen; ja, erst als Jahre vergangen und er die Reigung der Geliebten erkalten fühlte, durchzuckte ihn der Gedanke, daß etwas geschehen, daß er sich befreien müsse. Diese Gewißheit verließ ihn nicht mehr, aber sie ward zu einem Alp, der ihm Tag und Nacht auf die Brust drückte. Er fand die Worte nicht, seiner Gattin, die ihn mit ihren schwarzen Augen so klug und ruhig ansah, wenn er ihr aus alter Gewohnheit die Hand küßte, — seiner Gattin, die er selbst gewählt, die er zu schützen und zu stützen versprochen, und die seinen Schutz auch täglich beanspruchte, wenn sie ins Theater ging oder spät aus einer Gesellschaft heimkam, so plötzlich zu erklären, daß er jetzt eine andere heiraten müsse, und daß zwischen ihnen alles zu Ende sei. „Was «Collage!»“ rief er und schleuderte den französischen Roman auf den Boden, „die Ehe ist der wahre Collage! Wer mir das gesagt hätte, als ich so leicht hineinging!“ Und er vergrub seinen Kopf in die Sofakissen und schloß die Augen mit dem Wunsche, sie nie wieder aufzuthun.

Um so wacher war seine Frau, sie beobachtete ihn eifersüchtig und scharf. Er hatte die Absicht gehabt, sich allmählich immer weiter von ihr zurückzuziehen, damit ihr der letzte Ruck nicht so wehe thue; aber sie ging ihm immer um soviel nach, als er ihr auswich, und so blieb die Entfernung doch die gleiche. Heute hatte sie ihn fast liebevoll angesehen und gesagt: „Du arbeitest zu viel, schreibst immer bis tief in die Nacht; ich denke, Du bist recht blaß, wollen wir nicht den Arzt fragen?“ Ein roher Mensch würde sie jetzt anschreien, dachte er in Verzweiflung, würde sagen, Du bist mein Unglück, Du machst mich krank! Aber kann denn ich das? Kann ich ihr so antworten, wenn sie mit diesem Blick, diesem Blick aus den ersten Tagen unserer Ehe mich ansieht? O, wie beneide ich diese rohen Menschen! — Sie entfernte sich von ihm mit einem lauernden Lächeln, achselzuckend über sein Nichtantworten.

Als er allein war, zog er nach vielem ängstlichen Umhersehen einen Brief von der Geliebten hervor; ach, er war schon ein halbes Jahr alt, und sie sagte ihm darin, sie sei es

müde, nicht sowohl des Wartens müde, als des Mannes, der solches Warten ertrug. „Alles ist gegen mich verschworen! Ich habe nie Glück gehabt im Leben, soll keins haben!“ seufzte er.

Es klingelte heftig an der Hausthür. „Ein neues Unglück!“ dachte er unwillkürlich, aber es war nur die neue Zeitung, die ihm mit solchem Ungestim ins Haus geschleudert wurde. Er entfaltete sie, las hier und dort, — plötzlich stieß er einen furchtbaren Schrei aus. Frau Sophie trat im selben Augenblick herein; sie war nicht fern gewesen, nur an der Thür des Zimmers, am Schlüsselloch. Ihre Augen hefteten sich argwöhnisch auf das in seinen Händen zitternde Blatt.

„Du hast etwas Unangenehmes erfahren? Hugo, was ist Dir?“ fragte sie in dem ihr eigenen Ton des berechtigten Examinators.

„Ach, Sophie, es ist fürchterlich, ich erliege darunter!“ rief er und fuhr mit der Zeitung hinter sich, als wolle er sie verbergen, während seine Augen rot, aber ohne Thränen gerade vor sich hin starrten.

„Laß mich gehen!“ jagte sie und trat fast mit einem Sprung auf ihn zu.

Er versuchte keinen Widerstand mehr. „Ja, warum sollte ich sie Dir nicht geben,“ wimmerte er, „warum verstecken? Warum solltest Du es nicht wissen, jetzt, wo alles vorbei ist?“

Sie hatte das Blatt hastig aus seiner Hand genommen; dann nach kurzem gespanntem Hineinblicken faltete sie es zusammen und legte es auf den Schreibtisch. „Und das erregt Dich so?“ sagte sie in kalt verwundertem Ton und blickte auf den trostlos zusammengekauften, welcher zitterte, als ob ein Fieber ihn schüttelte. „Also auch eine von Deinen Flammen? Nein, fahre nicht auf! Ich hab' es übrigens längst gewußt. All diese Briefe, diese Zusammenkünfte in ästhetischen Gesellschaften, — schade, daß ich sie nie gesehen, es wäre mir doch interessant gewesen! War sie sehr verliebt in Dich?“ Und als er gar nicht antwortete: „Nun, Du wirst nicht erwarten, daß ich wegen dieses Todesfalls Trauer anlege!“

„Aber ich!“ rief er, und Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn, wie er emporfuhr. „Bleibe noch, höre! Ich gehe zu ihrem Begräbnis, nichts soll mich abhalten, auch Du nicht.“ Er schrie immer lauter, immer wilder.

„Thue, was Du willst,“ sagte sie verächtlich und schlug frachend die Thür zu.

„Und um diese Frau hab' ich mein Glück veräüßelt!“ jammerte der Unglückliche.

Abends ward er vergeblich zum Thee gerufen, das Studierzimmer fand sich leer. „Der gnädige Herr ist noch nicht zurück seit nachmittag,“ meldete das Mädchen mit jener Horchermiene, welche Diensthoten in Familien annehmen, wo es „nicht klappt.“

Hugo war wie ein Verzweifelter nach der Wohnung der Toten geeilt. An der Thür empfing ihn die Mutter.

„Lassen Sie mich zu ihr,“ bat er, fast schreiend vor Aufregung, „ich weiche nicht von ihrem Sarge, nichts, niemand soll mich von dort vertreiben!“

Die alte Dame befreite sich hastig von seinen klammernden Händen, und zurücktretend winkte sie ihm mit einem scheuen Blick nach rückwärts. Ihr verweintes Gesicht sah ihn fremd und feindselig an. „Kommen Sie hier herein,“ flüsterte sie, „ich möchte doch nicht, daß noch jetzt das Mädchen —“

Er folgte ihr in ein kleines Vorzimmer, in dem er früher oft gewartet. An den Wänden hingen Bilder und kleiner Zimmerschmuck, den er ihr geschenkt. „Ach, was sollen jetzt noch diese Rückfichten?“ murmelte er.

Die Mutter trat dicht auf ihn zu. „Sie hatten freilich nie Rückfichten für die Tote,“ sagte sie hart und bitter, „Sie haben meine Tochter unglücklich gemacht, Sie sollen dieselbe nicht noch im Tode beschimpfen! Gehen Sie mit Ihrem Kummer, den die Leute nicht verstehen! Sie, ein verheirateter Mann! Schämen Sie sich! So, das war es, was ich Ihnen sagen wollte.“ Sie öffnete die Thür vor ihm und zeigte hinaus.

„Ich habe sie tief und heiß geliebt,“ schluchzte er und wollte auf die Kniee sinken. Aber in dem grauwollen Gesichte vor ihm stand derselbe unerbittliche Zug, den er beim letzten Abschied im Antlitz der Geliebten gesehen, und die Mutter zeigte streng und stumm nach der Hausthür.

„Ich hätte doch wohl Rechte,“ murmelte er hinauswankend.

„Kein Recht, kein Recht!“ tönte es in hartem Flüstern ihm nach.

Nein, keins! Sie sprach wahr. Er wanderte mit müden Schritten vor dem Hause auf und ab, bis es dunkel wurde. Zuweilen sah er nach dem Fenster oben hinauf, dem offenen, mit dem heruntergelassenen Vorhang.

Die Leute fingen an, ihn zu betrachten; Ladendiener und Mädchen, die vor ihren Hausthüren standen, zeigten ihn einander, und eine der kokett geputzten Verkäuferinnen stieß ihn absichtlich mit dem Ellbogen, als er wieder vorüberkam. Aber er sah sie nicht einmal an, ging wie ohne Besinnung.

Zuletzt mußte er stehen bleiben, weil ein Laternenanzünder mit Leiter und Lämpchen ihm den Weg versperrte. Im Licht der nun brennenden Laterne sah er an einer Hauswand einen Mietzettel hängen; es war gerade jener Wohnung gegenüber. Ohne Besinnen stieg er die Treppe hinauf, klingelte und verlangte ein Zimmer zu mieten. Da er das Geld für einige Monate voraus gleich auf den Tisch legte, so war die Sache schnell abgemacht und die Vermieterin ließ den stummen, blassen Herrn, der Lampe und Nachteffen abwies, ohne weiteres „einziehen.“ Er setzte sich ans Fenster und starrte hinüber, bis jedes Licht in der Straße erlosch; und dann kam der späte Mond und warf seine traurigen Strahlen auf jenen Vorhang drüben. Im Stuhle sitzend, versiel er endlich in einen unruhigen, unerquicklichen Halbtraum; der erste Morgenstrahl erweckte ihn daraus, und teilnahmslos beobachtete er das Erwachen der Straße; er sah Kränze in jenes Haus tragen und schwarzgekleidete Frauen ein und aus gehen.

Und abends kamen zwei Träger mit dem leeren Sarge: die Gaslaterne schien auf das Metallschild, daß er fast ihren Namen lesen konnte. Als er das gesehen, warf er sich in den Kleidern aufs Bett, versteckte den Kopf und schlief vor Mattigkeit und Übermüdung tief und traumlos ein.

Früh am andern Tage schreckte ihn ein lautes, heftiges Gespräch aus dem sonderbaren lähmungsartigen Zustande, in dem er sich befand.

Ohne Anklopfen ward die Thür geöffnet, und seine Frau trat herein.

Sie sah etwas erhibt aus, sonst wie immer, aber ihre

Stimme war fast unkenntlich, als sie ihm entgegenrief: „Ich verlange zu wissen, was das zu bedeuten hat!“

Er setzte sich aufrecht und biß die Zähne zusammen. Dann holte er tief Atem und begann: „Es ist mir jetzt klar geworden, Sophie, klar geworden, daß es so nicht fortgehen kann zwischen uns — —“

„Komm nach Haus und rede dort!“ rief sie aufbrausend, „es ist nicht nötig, daß die hier Dich hören.“

„Nein,“ sagte er, den Kopf schüttelnd, „nicht nach Haus, wir haben ja auch längst keins mehr — —“

Sie war bleich geworden, die Empörung ersticke ihre Stimme. „Hast Du vergessen, daß wir — fast zwanzig Jahre verheiratet sind?“ brachte sie rauh und stoßweise hervor.

„Entsetzlich, entsetzlich!“ schrie er. „Zwanzig Jahre! Warum erinnerst Du mich daran! Ich hätte glücklich sein können!“ Sein Kopf sank auf die Brust, Thränen liefen ihm über die Wangen.

Sie rüttelte ihn am Arm. „Ist Dein Verstand verwirrt? Hat Dich der Tod jener Person toll gemacht? Weißt Du, daß ich Deine Frau bin, und daß Du mir gehörst nach Pflicht und Gesetz?“

„O,“ sagte er, „ich habe sie geliebt und hätte bei ihr bleiben sollen, das war meine Pflicht, die ich verkannte, verkannte! Aber“ — und sein Gesicht leuchtete auf im Feuer eines plötzlichen Entschlusses — „es ist noch nicht zu spät! Jetzt thue ich, was ich längst hätte thun sollen, — ich lasse mich von Dir scheiden, um ganz ihr zu gehören, ihr allein!“

Und wie erhoben von seiner eigenen tapferen Offenheit holte er tief Atem und sah die Frau stolz und fast freundlich an.

„Es ist einfach toll,“ sagte sie außer sich vor Zorn und doch halb zum Lachen geneigt, „vollkommen toll und unsinnig! Sie ist ja tot!“ schrie sie ihm ins Gesicht, „was soll das jetzt? Wozu der Skandal? Bedenke doch — —“

„Es geschieht zu ihrem Andenken,“ rief er, ihre Hand abwehrend, „nicht eine Stunde mehr könnte ich mit Dir leben.“ Und als sie ihn immer noch halb ungläubig ansah, fügte er in sanfterem Tone hinzu: „Ja, sie ist tot, aber die Liebe ist gerettet! Verstehst Du? Die — Lie—be!“

Er sprach ihr das Wort vor, langgezogen, eindringlich, als habe sie es noch nie gehört; das Spottlächeln erstarrte ihr auf den Lippen. — Plötzlich bemerkte er, daß drüben auf der Straße der Trauerzug sich in Bewegung setzte. Er ergriff seinen Hut und eilte ohne ein weiteres Wort, ohne Gruß an ihr vorbei und zur Thür hinaus, um sich den Leidtragenden anzuschließen.



Das böhmische Staatsrecht.

von
Dr. Heinrich Friedjung.

Ist es leicht oder ist es schwer, über etwas zu schreiben, wovon man schlechterdings nicht weiß, was für ein Ding es eigentlich sei? Und wird das Unterfangen, andere über einen solchen interessanten Gegenstand belehren zu wollen, dadurch weniger kühn, daß man redlich alles das gelesen hat, was darüber gesprochen und geschrieben wurde, frei-

lich mit dem Ergebnis, nicht klüger zu sein als zuvor? Ernsthaft gesprochen — die schwer lösbare Aufgabe besteht darin, über ein Nichts zu schreiben. Aber dieses Nichts ist jetzt den politischen Menschen in Oesterreich gar nicht gleichgültig, vielmehr höchst wichtig. Denn „gleichgültig,“ so sagt die gute Gräfin Orsina, „ist die Seele nur gegen das, woran sie nicht denkt; nur gegen ein Ding, das für sie kein Ding ist.“ Das aber ist das böhmische Staatsrecht gegenwärtig in Oesterreich gar nicht, denn es gelte uns unaufhörlich in den Ohren, erfüllt die Säle der parlamentarischen Körperschaften mit Zwiebrach, mit Ausbrüchen des Zornes und des Hasses. Dennoch aber vermag es an dem historischen und politischen Bau der österreichischen Monarchie kaum noch etwas zu ändern. Denn dieses böhmische Staatsrecht ist etwas Greisenhaftes, das durch mehr als einhundertundfünfzig Jahre die Gemüter nicht bewegte und die Gesetze nicht beherrschte. Es ist so eine Art politischen Homunculus, aus künstlichen Bestandteilen zu plötzlichen Scheindasein aus der Retorte gezogen. Gespensterhaft durchzieht es den österreichischen Nationalitätenstreit, der sehr wirklich, sehr lebendig ist, und giebt demselben ein Gepräge, durch welches er außerhalb Oesterreichs recht schwer verständlich ist.

Es gab eine Zeit, da es auch in Preußen ein pommerisches, ostpreussisches, jülich-cleve-bergisches Staatsrecht gab. Die Stände der einzelnen Landschaften erklärten dem großen Kurfürsten, daß ihr Recht ein so gutes, altes sei, wie das feinnige, des Landesfürsten. Gemindert könne es nur werden durch ihre Zustimmung; Gesetze geben und Steuern anschreiben dürfe er nur mit ihrer Einwilligung. Aber der Herr wollte einen einigen brandenburgisch-preussischen Staat gründen; er beugte jene verbrieften, von seinen Vorfahren bestätigten Sonderrechte und trieb die Widerpenntigen in die Fremde. Der Führer der ostpreussischen Ritterschaft stoh nach Warschau und rief die Hilfe der polnischen Republik an. Da lud ihn der brandenburgische Gesandte zu freundlicher Zwiegespräch in sein Palais zu Warschau; als der Ritter dann die Treppe herunterstieg, ward er überfallen, in Teppiche gehüllt, über die Grenze nach Preußen geschafft und enthauptet. Das war doppelte Gewalt, denn es war Gewalt und Verrat. Aber seit dieser Zeit giebt es kein ostpreussisches, kein pommerisches und kein märkisches Staatsrecht, sondern einen preussischen Staat. Die preussischen Könige ließen die Stände bestehen, aber nur mit dem Wirkungskreis, den sie umgrenzten, den sie mehrten oder einschränkten. Diese bestanden nicht mehr aus eigener Kraft, nur aus Gnade des Souveräns.

Nicht anders ging es in Oesterreich, natürlich mit Ausnahme Ungarns, wo der Volkscharakter und die nahe Türkenhilfe, welche von jedem Rebellen und auch von jedem freibeitliebenden Manne aufgerufen werden konnte, die Unterdrückung der alten Freiheiten verhinderte. In Böhmen aber ward schon im dreißigjährigen Kriege nach der Schlacht am Weißen Berge mit dem Sonderrecht des Landes ein Ende gemacht. Des Kaisers Majestät bot die Kriegsvölker Tillys und Wallensteins auf, ließ Privilegien, Saatzfelder und Städte durch sie zerstampfen, und Böhmen hörte auf, ein selbständiges staatsrechtliches Dasein zu führen. Freilich, ein Schatten der alten Vorrechte blieb zurück; im Jahre 1627 ward die Ferdinandische Landesordnung erlassen, welche dem Landtage einen Teil des Steuerbewilligungsrechtes und der Mitgesetzgebung überließ. Aber freilich, eine böse Klausel, die alles in Frage stellt, steht am Schlusse dieser Ordnung. Dem ausdrücklich ist bestimmt, daß, wenn der Kaiser und König einige von den Vorrechten aufheben und aus eigener Vollmacht Gesetze erlassen wolle, er daran durch dieses Gesetz nicht gehindert sei. Diese kleine Klausel nun trah das ganze Sonderrecht. Vampyrartig zehrte die Centralgewalt, die sich auf immer größere Gebiete ausdehnte, alles auf, was ursprünglich noch von der Selbstverwaltung des Landes zurückgeblieben war. Das siebzehnte und das achtzehnte Jahrhundert schuf in allen Staaten jene centralisierende Bureaucratie, welche an die Stelle der feudalen Ver-

waltung trat, und die in der Habsburgischen Monarchie ihre Gebote einzig und allein von Wien herübernahm. Dann kam die Zeit Maria Theresias, wo der bisher allmächtige Prozeß mit Bewußtsein durch die bereits vollständige Obermacht der Hofkanzleien beendet wurde. Der Kaiser ließ sich noch der Form halber zum Könige von Böhmen krönen; aber in den Zeiten Kaiser Franz I. fiel es niemandem mehr ein, sich gegen die Allgewalt des Staates und der Ministerien auf veraltete Landesrechte zu berufen. So blieb die Sache, bis eine neue Macht auf den Plan trat und sich im Jahre 1848 durch eine Revolution verkündigte: die Demokratie meldete sich zur Mitregierung, und die Verfassungen, welche in allen deutschen Ländern erteilt wurden, sind Kompromisse zwischen der monarchischen Gewalt und dem Volkswillen, bei welchem freilich, wie bekannt, in Mittel-Europa der bessere Teil den herrschenden Dynastien verblieb.

Man weiß, welches Heil und welches Unheil zu dieser Zeit die Professoren den nach Verfassungen ringenden Völkern brachten. Auch die Tschechen, welche Nationalität und Volksfreiheit auf ihr Banner schrieben, fanden einen Apostel, der wenigstens alle Eigenschaften besaß, um Professor zu sein, aber dem äußere Glückszustände die Notwendigkeit ersparten, es zu werden. Franz Palacky durchforschte die Geschichte und die Archive des Landes, und er stieß dabei auch auf jenes alte und vergilbte Staatsrecht, das durch kaiserliche Dekrete und dann durch moderne Verfassungsordnungen außer Kraft und selbst außer Erinnerung gesetzt worden war. Dieser letzte Umstand störte Palacky nicht, einestheils weil er wirklich mit seinen Vorstellungen in der Zeit des alten Glanzes des Königreiches Böhmen lebte, und andererseits weil sein nationaler Fanatismus es ihm möglich machte, sich mit den archäologischen Fälschungen seiner Landsleute, der Königinhofer und anderen Handschriften eins und überzeugt zu erklären. Wie nun damals die Ungarn ihren Kampf um ihre alte Verfassung sieg- und ruhmreich durchfochten, kam Palacky der Gedanke, den schwachen nationalen Ansprüchen seiner Stammesgenossen mit jenem alten böhmischen Staatsrecht zu Hilfe zu kommen. Ein Mann der That war es, der ihm dabei die Hand führte, Graf Heinrich Clam-Martiniß, der Führer des böhmischen Feudal-Adels, ein Mann von Feuer und Gewandtheit, stolz, wenn es sein mußte, auch gegen seinen Souverän, der entschlossen war, die tschechische Nationalbewegung den Vorrechten des Adels nutzbar zu machen. Diese zwei traten mit ihren Parteigenossen in der sogenannten Deklaration von 1868 mit der Behauptung auf: die vom Kaiser sanktionierte Verfassung vom 21. Dezember 1867 sei ungültig, weil sie ältere, bessere Rechte des Königreiches Böhmen hintersetze.

Anfangs stieß dieser Fund selbst unter den eigenen Landsleuten der beiden kühnen Entdecker auf Zweifel. Die demokratische Richtung unter denselben — die sogenannten Jungtschechen — witterte Unrat, als sie von den Anklängen ans Mittelalter, an Ständevesen und privilegiertem Recht hörte. Wo blieben da die ursprünglichen Menschenrechte, dieses teure Vermächtnis der französischen Revolution, wo der Bruch mit den historischen Rechten des Adels, wo die ganze naturrechtliche Auffassung im Verhältnis von Fürst und Volk? Diese Gegnerschaft wurde bald lauter, bald leiser ausgesprochen, am lautesten dann, als es mit der tschechischen Opposition gegen das deutsche Regierungssystem schlimm stand. Damals, unter dem Ministerium Auersperg, ward dem Schwiegersohne Palackys, Dr. Kieger, scharf vorgehalten, daß das tschechische Volk auf Abwege geführt sei, und der jungtschechische Volksmann Eduard Gregr erhob sich zu der Kraftphrasen: das gesamte böhmische Staatsrecht sei keinen Schuß Pulver wert. Damals war dieser Widersacher des feudalen Einflusses genau der verweifelten Anschauung, von welcher die gegenwärtige Darstellung befeelt ist, auch ihm war dieses sogenannte Staatsrecht ein Nichts, weniger als ein Nichts, ja ein gewaltiges Hindernis für den demokratischen Aufschwung einer auf sich selbst und auf nationales Recht gestellten tschechischen Bewegung.

— — — Diese Zeiten aber sind vorüber. Nach jenen Tagen zog der Wille des Wiener Hofes das tschechische Volk aus der Vereinsamung hervor, zu welcher es sich selbst verurteilt hatte. Es galt, den Deutschen des Reiches, welche den parlamentarischen Einfluß über den der Krone stellen wollten, ein Paroli zu bieten; als Werkzeug dazu ward das tschechische Volk für gut befunden. Zudem erwachte nach Abschluß des Bündnisses mit Deutschland in den leitenden Kreisen zu Wien der Wunsch, einen Schutzwall aufzurichten wider die gewaltige pangermanische Strömung, welcher die als Fortsetzung des alten Deutschen Bundes gedachte Allianz zu dienen schien. Unbegründetes Mißtrauen erwachte, welches zuraunte, daß eine deutsche Regierung im Innern zugleich mit einer äußeren Politik, die sich ausschließlich auf das Deutsche Reich stütze, die habsburgische Monarchie in eine unwillkommene Richtung ziehen werde. Schritt für Schritt wurden die Deutschen zurückgedrängt, die Tschechen emporgehoben. Da schwoh diesem Volkstamm der Kamm, und die Entdeckung Franz Palackys gewann in allen Kreisen der im Aufschwung begriffenen Nation Freunde und Anhänger. Gerade weil die Feudalen und die mit ihnen verbündeten Alttschechen mit Rücksicht auf die äußere Politik zur Mäßigung mahnten, begannen die Demokraten zu drängen. Welch merkwürdiger Widerspruch! Die letzteren vergaßen Naturrecht und französische Revolution, und forderten die sofortige Wiederherstellung des böhmischen Staatsrechtes, forderten eine Adresse an den Kaiser von Oesterreich, auf daß er kraft seiner Machtvollkommenheit die gegenwärtige Verfassung Oesterreichs beseitige und durch seine Krönung zum Könige von Böhmen das böhmische Staatsrecht wiederherstelle.

Das ist der gegenwärtige Stand der Dinge. Wird Honunculus bald in seine chemischen Bestandteile zerfallen und das Staatsrecht ebenso von den Einsichtigeren als Fälschung fallen gelassen werden, wie es der Königinhofer Handschrift nach siebenjähriger abgöttischer Verehrung geschah? Die Sache liegt einfach bei der Krone von Oesterreich und Böhmen. Glaubt diese das böhmische gegen das parlamentarisch-österreichische Staatsrecht auch künftig verwerten zu können, so wird sie ihm Lebensluft gewähren und selbst künstlichen Atem einhauchen. Wenn nicht, dann genügt ein einziges Wort, um den thönernen Gesellen so zu zerschmettern, daß seine Glieder in alle Lüfte wehen. Denn die monarchische Gewalt in Oesterreich ist jetzt so groß, vielleicht noch größer als in Deutschland, wo ja doch starke, willenskräftige Parteien die herrschenden Autoritäten nicht gerade hemmen, aber doch stören. In Oesterreich aber ist Radensteife ein seltenes Ding, und die Krone kann regieren wie sie will — mit den Deutschen gegen die Tschechen oder umgekehrt. Den Beweis hat ein Minister mit den mäßigen Gaben des Grafen Taaffe geliefert. Natürlich geht das nur bis zu den Zeiten einer großen Krise, — aber gegen eine solche scheint das Haus Oesterreich durch die Tripelallianz versichert zu sein.



Der Arbeiterschutz in Holland und in Deutschland.

von

Egon Malherbe.

Bis 1874 gab es in Holland kein Arbeiterschutzrecht. Nachdem aber Thatfachen bedenklicher Art, wie die nächtliche Beschäftigung fünfjähriger Kinder in Fabriken, bekannt und sogar in der Zweiten Kammer besprochen worden waren, brachte es ein gesetzgeberischer Anlauf im Jahre 1874 zum Verbote der Fabrikarbeit für Kinder unter zwölf Jahren. Und an dieser reformatorischen That ließ sich dann die Mynheerlichkeit über ein Jahrzehnt genügen: mehrere dem Rechtszustand moderner Kulturstaaten angepaßte Entwürfe blieben Entwürfe.

In der Mitte der achtziger Jahre aber erfuhren die Hochmögenden eine unerwartete Anregung. Heftige Arbeitergärungen veranlaßten die Generalstaaten, durch Gesetz eine Kommission zu bestimmen, welche die Beschwerden der Arbeiter untersuchen und Vorschläge zur Abhilfe machen sollte. Trotzdem diese Behörde nun infolge ihrer mangelhaften Zusammenfassung und unzuverlässigen Arbeitsweise auch nicht annähernd ihrer Aufgabe gewachsen war, und obgleich ihr nicht ohne Grund vorgeworfen wurde, daß sie das Schlimmste überhaupt nicht habe sehen wollen, brachte ihre unvollkommene Thätigkeit dennoch die trostlose Lage der Arbeiterschaft mit so brutaler Deutlichkeit ans Licht, daß sich die genügsame liberale Regierung der Überzeugung nicht verschließen konnte, daß das bisherige so behagliche und billige System des Gehelassens nicht mehr das richtige und eine „Reform“ wie die von 1874 nicht geeignet sei. Entstehung und Fortwucherung eines sozialen Empyems zu hindern: noch im selben Jahre legte sie der Zweiten Kammer einen im wesentlichen auf die Vorschläge der Untersuchungs-Kommission gestützten Entwurf „gegen Überarbeitung und Verwahrlosung jugendlicher Personen“ vor. Für die Ausdehnung des Schutzes auf die Frauen war die traurige Botschaft der Enquete noch nicht deutlich genug gewesen.

Bevor jedoch das Parlament in die Beratung der Vorlage eingetreten, brachten die Neuwahlen Ende 1887 das liberale Ministerium zu Fall und die konservativ-ultramontane Mehrheit im Kabinett Mackay zur Regierung. Die Belastung der Erbschaft aber mit dem Vergate des Arbeiterschutzes mußte auch sie anerkennen. In Erledigung dieser Verpflichtung gelangte bald ein neuer Entwurf an die Kammer, und dieser wies gegen den vorhergehenden den erheblichsten Fortschritt auf, daß er auch das Schutzbedürfnis der Frauen anerkannte.

Um die Vorlage nun entbrannte ein langer, heftiger Kampf, der ihr mehr als einmal das Schicksal der übrigen Entwürfe drohte. Endlich jedoch, nachdem sie nur einige Verschlechterungen erfahren hatte, gebieten die Meinungen zu einer Einigung, und unterm 5. Mai 1889 erschien dann das „Gesetz gegen übermäßige und gefährliche Arbeit junger Personen und Frauen“ im Staatsblatt.

Vom 1. Januar 1890 ab wird das Gesetz geltendes Recht sein, und es verlohnt sich ein Vergleich mit den entsprechenden Bestimmungen des deutschen Rechts, auch um dadurch den Inhalt dem Verständnis näher zu rücken. Da weist dem zunächst das holländische Gesetz den gewaltigen Fortschritt auf, daß es auch die Hausindustrie dem Schutze unterstellt. Die größere Schwierigkeit in der Durchführung des hausindustriellen Schutzes kann nicht verkannt werden, und auch die Gesetzgebungsfaktoren Hollands haben sich dieser Einsicht nicht verschlossen. Es ist aber anzuerkennen, daß sie aus der schwierigen Durchführung keinen Anlaß genommen, dieser Arbeiterklasse, nachdem das Bedürfnis durch die Parlaments-Untersuchung überzeugend dargethan, den Schutz überhaupt zu versagen.

Und Deutschland? Auch dieser Staat wird, wenn er die Verkommung Tausender seiner Unterthanen hintanhaltend will, ein fürsorgliches Eingreifen für die Hausindustriellen nicht länger verzögern dürfen: wer sich die Ergebnisse der muster-gültigen Untersuchungen eines Emanuel Soc auf dem Gebiete derartiger Betriebe zur Vorstellung bringt, Dinge, die den Stolz auf unsere Heimat und unsere Zeit nur schwer begreifen lassen, wer gewahrt hat, wie sich in fast allen größeren Städten das scheußlichste, in die Hausbeschäftigung ausmündende Sweatingssystem unter den Augen einer starken Polizei, ohne daß dieser eine gesetzliche Handhabe zum Einschreiten gegeben, breit macht, und wer dann noch das pas trop gouverner als die Aene staatlicher Weisheit erachtet, der . . . hat ausgelernet und kann sich der Umwandbarkeit seiner volkswirtschaftlichen Grundanschauungen rühmen.

Zur Ausdehnung des Gesetzes auf die landwirtschaftlichen Arbeiter sind auch die Generalstaaten nicht gelangt. Es kann zu gegeben werden, daß deren Beschäftigung nicht in dem Maße wie die Fabrikarbeit schädigend auf die menschliche Verfassung einwirkt.

Dafür aber, daß auch hier der Schutz nicht entbehrt werden kann, ist bei der Beratung des Gesetzes mehr als ein drastischer Beleg vorgebracht worden. Zumal die überlange Arbeitszeit junger Personen ist ein auch in Holland oft beobachtetes Uebel. Von der anderen Seite wurden in der Zweiten Kammer ähnliche Bedenken laut, wie sie im englischen Parlamente bei der Beratung der agricultural children Act des Jahres 1874 gehört werden konnten: es stände zu befürchten, daß die Kinder, wenn sie erst vom achten Jahre ab zur Arbeit herangezogen werden dürften, auf die Bummel- und Lasterbahn geraten würden. Sollte übrigens der „Gang“, der, wie behauptet wird, in Holland in der Form von Familienauszügen der Arbeiter sein entsetzliches Wesen treibt und bei uns im Keime wohl auch in den Massenwanderungen der ländlichen Tagelöhner von Osten her gegen die Mitte des Reiches hin zu erkennen ist, zu weiterer Entwicklung gelangen, so kann eine gesetzgeberische Reaktion nicht ausbleiben.

Wie der Titel ersehen läßt, bezweckt das Gesetz den Schutz der jugendlichen und weiblichen Arbeiter. Als Jugendgrenze bestimmt das Gesetz in Übereinstimmung mit dem deutschen Rechte das sechzehnte Lebensjahr. Wenn aber der Schutz dieser Personen bezwecken soll, Hemmnisse der Entwicklung fernzuhalten oder zu beseitigen, so kann jener Zeitpunkt als Gewähr für die Erreichung dieses Zweckes nicht angesehen werden. Das stärkste Wachstum, sowohl der Länge wie der Breite nach, fällt bei männlichen Individuen in die Zeit vom fünfzehnten bis achtzehnten Jahre, und gerade diese Periode der stärksten Entwicklung hier wie dort soll der Fürsorge schon zum größten Teile entzogen können. England und die Schweiz haben fürwahr ihr Interesse besser verstanden, wenn sie den Arbeiter erst vom achtzehnten Jahre ab zur freien Verfügung stellten.* Die Niederländer aber konnten nicht dahin gelangen, obgleich der Entwurf ebenfalls diesen Grenzpunkt gesetzt hatte.

Die Arbeitsfähigkeit soll mit dem zwölften Jahre beginnen. Die Beschäftigung von Kindern unter zwölf Jahren ist sowohl in Holland als bei uns schlechthin verboten, aber wohl verstanden nur in den Betrieben, auf die sich das Gesetz überhaupt erstreckt. Der Landwirtschaft steht das Kind vor wie nach von dem Augenblick an zu unbeschränktem Gebrauche, als es physisch im Stande ist zu nützlicher Hantierung.

Auch hier geht die Schweiz voraus, indem sie das Beschäftigungsverbot bis zum vierzehnten Jahre vorschiebt, und deutsche Bestrebungen fordern die gleiche Erstreckung mit der gewiß zutreffenden Begründung, daß die den Tag ausfüllende Körperarbeit erspriesslichen Schulunterricht nicht neben sich gestatte.

Bei der Beratung des vorliegenden Gesetzes traten in der Kammer Bestrebungen hervor — ebenfalls im Interesse geordneten Unterrichts — wenigstens das dreizehnte Jahr in das Verbot einzubeziehen; sie blieben aber ohne Erfolg. Für Gesundheit und Leben besonders gefährdende Betriebe freilich ist der Regierung (Artikel 9 des Gesetzes), ähnlich wie in Deutschland dem Bundesrate, die Befugnis zugestanden, die Verwendung von jugendlichen und weiblichen Arbeitern unter sechzehn Jahren zu versagen; bei den in den demaligen Regierungskreisen herrschenden Anschauungen ist aber eine Gebrauchmachung von der Befugnis nicht wahrscheinlich. Wie ich einer neuesten Zeitungsnotiz aus dem Haag entnehme, sind mehrere Ingenieure zur Zeit mit der Prüfung der Fabriken amtlich beauftragt. Als einen weiteren bedeutamen Zeitpunkt der jungen Personen bezeichnet auch das holländische Gesetz, entsprechend der deutschen Gewerbeordnung, das vierzehnte Lebensjahr; doch knüpfen sich dort, wie noch gezeigt werden wird, an diesen Zeitpunkt keine so erhebliche Folgen wie bei uns.

Unter Frauen versteht das Gesetz vom 5. Mai 1889 weibliche Personen vom sechzehnten Jahre ab, da die jüngeren unter den Begriff der „jungen Personen“ fallen.

* Auch die industriell wenig entwickelten Norweger und Schweden haben die achtzehnte Jahresgrenze.

Für beide Klassen nun, die jungen und die weiblichen Arbeiter, bestimmt das Gesetz allgemein das Verbot der Sonntags- und der Nachtarbeit. Ersteres spricht der Artikel 7 direkt aus, letzteres ergibt die Vorschrift des Artikels 5, daß die Thätigkeit der genannten Personen nicht vor 5 Uhr morgens beginnen und nicht über 7 Uhr abends hinaus dauern darf. Innerhalb dieser Tageszeit ist nur eine Beschäftigung von höchstens elf Stunden gestattet. Das deutsche Recht trifft hier lediglich Bestimmungen bezüglich der jugendlichen Personen, zeigt sich aber in diesen als das weitaus vorgeschrittenere. Für Kinder unter vierzehn Jahren wird ein Maximalarbeitsstag von sechs Stunden, für junge Leute zwischen vierzehn und sechzehn Jahren von zehn Stunden normiert: in beiden Fällen ist die Arbeit in der Zeit zwischen 5 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens und 8 $\frac{1}{2}$ Uhr abends zu leisten. Ihre Beschäftigung an Sonn- und Festtagen verbietet § 136 der Gewerbeordnung.

Auffallend ist die Vernachlässigung des Schutzanspruchs der Frauen bei uns. Das Gesetz selbst verordnet nur die Stimmlichkeit, daß Frauen drei Wochen nach der Niederkunft nicht arbeiten sollen, und überläßt einiges Weitere, wie das Verbot der Beschäftigung in gewissen stark gefährdenden Betrieben, bundesrätlicher Verordnung. Zweierlei aber kann nicht geleugnet werden, einmal, daß die Frau dem Manne an intensiver körperlicher Arbeitskraft nicht gewachsen ist, und zweitens, daß das Bestreben besteht, die Frauen in jährlich wachsendem Umfange zur Beschäftigung in den bisher den Männern vorbehaltenen Gewerben heranzuziehen. Aus diesen beiden feststehenden Vorderfragen ergibt sich die Notwendigkeit einschränkender Regelung der Frauennarbeit rein dialektisch als Schluß.

Die Ferienzeit nach der Niederkunft setzt das holländische Gesetz auf vier Wochen fest. Daß auch diese Frist noch durchaus unzulänglich ist, leuchtet ein. Zunächst fällt auf, daß man Mutter und Kind nicht auch einige Zeit vor der Geburt den schädigenden Einflüssen, denen beide in dieser Lebensperiode so sehr ausgesetzt sind, zu entziehen für nötig erachtet hat.* Die Schweiz verbietet die Arbeit vor und nach der Niederkunft während zusammen mindestens acht Wochen, und hält für die Zeit nachher mindestens sechs Wochen frei.

Man sieht, das holländische Gesetz läßt für berechtigtes Begehren noch weiten Raum, und selbst der im vorstehenden skizzierte Inhalt ist nicht einmal zwingendes Recht, indem bestimmten Regierungsorganen eine umfangreiche, fast das ganze Gesetz ergreifende Dispensationsbefugnis zugestanden worden ist. Für gewisse Gewerbe kann die Regierung die Arbeitsstunden der jungen Leute von vierzehn bis sechzehn Jahren auf eine andere Zeit als zwischen morgens 5 Uhr bis abends 7 Uhr legen, was ohne Umschweife heißt: sie kann für die genannten Personen das Verbot der Nachtarbeit aufheben; für Arbeiter und Frauen kann die Erstreckung der Beschäftigung bis 10 Uhr abends gestattet werden. „Unter besonderen Umständen“ darf der Maximalarbeitsstag für gewisse Zeit von elf auf dreizehn Stunden verlängert werden. Aber das Vorliegen der „besonderen Umstände“ entscheidet lediglich das Ermessen der Dispensbehörde. Freilich bei uns kann auch der Bundesrat gewisse Arten von Fabriken so ziemlich von allen einschränkenden Vorschriften, mit Ausnahme der Einhaltung des Maximalarbeitstages, entbinden; aber Kinder dürfen in keinem Falle in der Woche länger als sechsunddreißig Stunden, junge Leute nicht länger als sechzig Stunden beschäftigt werden. Daß eine Befreiung von den gesetzlichen Bestimmungen in Unglücksfällen und bei Naturereignissen eintreten kann, ist so selbstverständlich, daß es kaum der Zulässigkeitsklärung bedürft hätte.

(Schluß folgt.)

* Einen fast zu lehrreichen Fall erzählt Hirth in seinem „Arbeiterchutz“: In den Dollsubischen Fabriken in Rühlhausen starben 36 bis 38% der von den Arbeiterinnen geborenen Kinder im ersten Jahre. Als Dollsub die Frauen aber vor und nach der Niederkunft im ganzen für sechs Wochen unter Fortzahlung des Lohnes von der Arbeit entband, fiel die Sterblichkeit auf 25%.

In stiller Nacht.

Novelle

von

Franz Servaes.

✻

(Schluß.)

Na, das war dann eine Weile so fortgegangen. Nach zwei Jahren ging Armand auf die Universität und setzte sich hinter's Zus. Wohl auch nicht allzufeste! Denn wenn er in den Ferien heimkam, brachte er stets einen großen Vorrat neuer Deckelschoppen und einen sehr kleinen alter Bücher mit, und zu den Schmissen, die er sich gleich anfangs geholt hatte, waren regelmäßig ein paar neue gekommen. Aber ein lustiges Leben ging an im Hause, das mußte der Reid lassen! Die neuen Freunde, welche Armand mitbrachte, waren alle flotte Kerls, junge Sauschwinder mit hellen Stimmen und verwegenen Blicken. Wenn sie die Treppen hinabstürzten, zitterte das ganze Haus, — die Mutter schlug die Hände über dem Kopf zusammen, aber Hortense lachte; so hatte sie es gern. Der Schneidigste unter allen und hochangesehener Stimmführer war Adolar Baginsky, bereits „Alter Herr,“ zu dem die jungen Fische bewundernd emporsehauten. „Er hat den großen Braum unberührt abgestochen,“ rühmte Armand von ihm mit vor Ehrfurcht leiser Stimme. Zwar schien auch er die vierzehn- oder fünfzehnjährige Hortense kaum zu beachten, so stolz schritt er an ihr vorbei und nickte ihr nur leicht mit dem Kopfe zu. Aber gerade dieses Stolze, dieses Mämlische machte Eindruck auf ihr bereits jungfräulich pochendes Herz. Wenn sie die Hausthür schlagen hörte, und die Jünglinge auf die Strafe traten, dann stellte sie sich verstoßen hinter die Gardine des Erkerfensters und sah ihnen nach, wie sie über den Platz dahinschritten. Wie kraftvoll und selbstbewußt war jede Bewegung bei Adolar! Den Kopf trug er so edel wie ein mutiger Krieger, und er setzte die Füße wie ein homerischer Held. O ja, sie kannte die homerischen Helden. Johann Schmitz hatte —

Aber an den vermochte sie damals gar nicht zu denken. Er war ihr völlig gleichgültig geworden. Sie bekam ihn auch lange, lange nicht zu sehen. Eines Tages indes war er plötzlich wieder da. Anfangs wurde er von Armand frostig empfangen, aber nach und nach schienen sie sich zu erwärmen, und die Unterhaltung wurde lebhaft. Da kam auch Adolar hinzu. Sofort schlug die Stimmung um. Es war, als ob plötzlich eine Bretterwand zwischen Armand und Johann Schmitz aufgerichtet wäre. Sie schienen sich nicht mehr zu verstehen, und Adolar riß das Gespräch an sich. Johann Schmitz wollte sich zuweilen daran beteiligen, wurde aber stets von Adolar aufs prächtigste abgetrumpft. Wie hatte Hortense, die sich im Nebenzimmer befand, lachen müssen. Und wiederum war von „Idealen“ die Rede gewesen. Da hatte Adolar auf einen Deckelschoppen geklopft und gesagt: „Hier ist mein Ideal, ein reales Ideal! Das schäumt und perlt und giebt Kraft und Mut. Sie aber, Herr Schmitz, scheinen mir ein idealer Bierjunge zu sein.“ Laut hatte Armand gelacht, und auch ihr, im Nebenzimmer, waren vor Lachen die Thränen in die Augen gekommen. Sie mußte an das verblüffte Gesicht denken, das Johannchen in diesem Augenblicke machen mochte. Darüber überhörte sie seine Antwort, aber es war auf einmal still ge-

worden in Armands Zimmer. Dann wurden einige kurze und bestimmte Worte gewechselt, und alle drei gingen hinaus. Nach acht Tagen teilte Armand seiner Schwester mit, daß Johann Schmitz im „Korb“ liege. „Baginsky hat ihm einen festen Kiesel über den Dachs gehauen.“

Was jetzt kam, war zum Teil eine unerquickliche Erinnerung. An ihrem Konfirmationstage war sie von Johann Schmitz, der seit kurzem wieder ausging, aber noch bleich und eingefallen aussah, in der Kirche bemerkt und, wie sie deutlich zu fühlen vermochte, aufmerksam betrachtet worden. Nach der heiligen Handlung war er vor dem Kirchenportale an sie herangetreten und hatte sie beglückwünscht, zwar nur kurz und mit schenen Worten, aber er hatte es doch immerhin gewagt. Wie sie sich geschämt hatte, als sie so da mit ihm allein stand! Es war ihr, als ob alle Augen höhnisch auf sie gerichtet wären, und als ob sie mit Johann Schmitz — o dieser Name! — ganz allein auf einer wüsten Insel mitten im Meere stände. Dann hatte sie Armand erlöset, der mit Schmitz ein paar Worte wechselte, ihn rasch verabschiedete und darauf Adolars Arm nahm und mit diesem hinter ihr drein nach Hause ging. Adolar war für diesen ganzen Tag ihr Gast und nahm an allen Festlichkeiten den rechten Anteil. Mit Hortense verplauderte er sogar ein vergnügtes Viertelstündchen, bei dem ihr das Blut nicht aus den Wangen wich.

Tags darauf erhielt sie ein anonymes Gedicht — — —

Ach, die Erinnerung wurde wirklich immer unerquicklicher. Was sich dieser dumme Johann wohl einbildete! Sie vermochte kaum den Fuß auf die Straße zu setzen, ohne daß er ihr begegnete. Und dann grüßte er sie immer, hu, so tief, als ob er eine Fürstin grüßte. Gar nicht wie ein Kavaliere, sondern wie ein kriechender Unterbeamter! Und mit was für einer linksichen Bewegung! Armand konnte sie famos nachmachen, und die ganze Tischgesellschaft zu Hause hatte immer laut darüber gelacht. Ihr aber lodhte das Blut in den Adern; denn ihr war zu Mut, als ob man sie selber verlacht hätte. Und das verdankte sie ihm, diesem Taps und Stumpfsümpel! Er sollte ihr nur einmal kommen!

Und er kam wirklich. Weiß Gott, wie er sich an Armand herangedrängt haben mochte! Genug, eines Tages war er da. Und er kam öfter. Freilich, immer nur wenn Adolar fort war. Denn diesem wich er aus. Den fürchtete er. Natürlicherweise! Die Memme! Aber was er sich schließlich herausnahm, das überstieg doch alle Begriffe. Eines Tages wußte er ihr auf dem Korridor zu begegnen, gerade als sie hinten in der dunkelsten Ecke stand und den Leinwandschrank einräumte. Da stand er plötzlich vor ihr und versperrte ihr jeden Ausgang. Ob sie wollte oder nicht, sie mußte ihm stand halten und ihn anhören. Da erklärte ihr dieser unverschämte Mensch seine Liebe. In jener überschwenglichen Weise, welche zeigte, daß er vom wirklichen Leben keine Ahnung hatte! Er benahm sich wie ein grüner Junge und huldigte ihr wie einer Göttin. Er nannte sie sogar sein „Ideal.“ Da riß ihr aber die Geduld und sie jagte ihm gründlich ihre Meinung, daß er sich abtrollen mußte wie ein begossener Pudel und das Haus nicht mehr betrat.

Sie war damals siebzehn Jahre alt. Ein Jahr darauf wurde sie Adolars Frau.

Jetzt war sie beinahe zehn Jahre verheiratet, und alles

war gekommen, ganz wie sie es gewollt hatte. Nun lag er neben ihr, ihr Gefährte die zehn langen Jahre hindurch, der Vater ihrer drei lieblichen Kinder. Da lag er und schnarchte und schlief seinen Rausch aus. Ach, Hortense hatte ihren Rausch gründlich ausge schlafen.

Zwar so wie jetzt war ihr das eigene Elend nie zum Bewußtsein gekommen. Sie hatte es hingenommen wie etwas, das nun einmal nicht anders sein könnte. Ganz allmählich war es gekommen, ohne große Szenen. Sie war wirklich niemals mit Adolar ernstlich aneinander geraten. Sie waren einander nur gleichgültig geworden, und sie wußten es kaum, daß sie einander gleichgültig geworden waren. In welch graues Einerlei, in welch freudlose Wüste blickte sie jetzt zurück! Und war auch nur die mindeste Aussicht vorhanden, daß es in Zukunft jemals anders werden sollte? Weder besser, noch schlimmer. Auch nicht schlimmer. Nein gerade so, ganz genau so, wie es nun bereits fast die ganzen zehn Jahre gewesen war. Sie hatte thatsächlich ein Leben ohne Ideale geführt.

Auch ihre Mutterpflichten machten ihr wenig Freude. Ihre Kinder waren lauter Jungen, die dem Vater nachschlugen. Stramme, frische Bengel, die sich balgten und prügelten und den ganzen Tag im Freien herumliefen! Sie saß oft stundenlang allein. Kamen sie dann heim, dann wollten sie essen und trinken, und wurden ungezogen, wenn nicht alles gleich parat stand. Woher es doch kam, daß die Kinder so wenig Neigung zu ihr hatten? Der jüngste, Bruno, hatte neulich sogar die Peitsche gegen sie erhoben. Adolar hatte dazu gelacht und gesagt: „Es steckt Masse in dem Jungen.“ Trotz alledem waren die Kinder das einzige Licht in ihrem Leben. Doch der Gedanke, daß sie dereinst ganz so werden würden wie Adolar, gerade so roh und seelenlos, hatte stets etwas Qualendes für sie.

Als Gattin und Mutter, als Vorsteherin eines weiterzweigigen Haushaltes war sie tief einsam und gleichsam vor sich selbst verschollen. Oft war es ihr, als ob die Jahre ihrer Jugend ihr gar nicht angehört hätten, als ob sie ein Märchen wären, das ihr irgend jemand an einem langen Winterabend einmal erzählt hätte. Dann fuhr sie mitunter plötzlich auf, wenn es ihr wieder zum Bewußtsein kam, daß sie doch noch dieselbe Person sei wie vor zehn und fünfzehn Jahren. Wie ein ferner Harfenton durch dichten, grauen Nebel scholl der Klang ihrer Jugend zu ihr herüber.

Eine nervöse Angst überfiel Hortense. Alles dieses stürmte so plötzlich auf sie ein. Was sonst nur in flüchtigen Momenten wie ein dämmerndes Bewußtsein in den bleiernem Schlaf ihres Daseins schimmerte, stand jetzt plötzlich in schreckenerregender Klarheit vor ihr. In Schweiß gebadet richtete sie sich in ihrem Bette empor, und ihre wirren Blicke schienen irgend einen guten Geist anzuflehen, daß er die peinigenden Gedanken von ihr nehmen möge.

Da dachte sie plötzlich wieder an Johann Schmitz, und langsam sank ihr Haupt auf das Kissen zurück. Seit etwa einem Jahre war Dr. Hans Schmitz am Gymnasium der nächstgelegenen Kreisstadt — derselben, wo sie in dieser Nacht ein so vergnügtes Ballfest mitgemacht hatte — als Oberlehrer angestellt und erfreute sich eines hervorragend guten Rufes. Die Lehranstalt habe mit ihm einen neuen Aufschwung genommen, erzählte man sich. Die Knaben liebten ihn, und die Eltern

waren entzückt über sein verständnisvolles und liebenswürdiges Entgegenkommen. Durch verschiedene öffentliche Vorträge hatte er das geistige Leben der Stadt in Fluß gebracht und ein edles Streben angefaßt. Man begann für vieles Interesse zu fühlen, das man früher kaum kannte, und durch alles ging ein Geist von ruhiger Zuversicht, der die besten Früchte zu bringen versprach.

Zweimal war Hortense ihrem Jugendgefährten auf der Straße begegnet. Einmal fuhr sie im Wagen ziemlich schnell an ihm vorüber. Beide sahen sich flüchtig an, und beide schienen leicht zu erschrecken. Dann hatte Dr. Schmitz gegrüßt, und Hortense hatte ihm dafür gedankt. Das andere Mal ging sie mit ihrem Gatten, der gleichgültig neben ihr hertrötete. Da kam ihnen Johann Schmitz entgegen, gleichfalls mit seiner Frau, einem zarten, bescheidenen, aber ungemein liebreizenden Persönchen. Hortense sah, wie er von weitem erröte und seiner Frau etwas zuflüsterte, die fast erschreckt zu ihrem Manne emporblickte. Dann lästerte er noch etwas, und beide lächelten still. Endlich begegneten sich die Paare und Dr. Schmitz grüßte. Adolar griff zerstreut an seinen Hut, ohne die Cigarre, an der er rauchte, aus dem Munde zu nehmen. Hortense fühlte sich von einem verlegenen, fast um Verzeihung bittenden Blick des Doktors gestreift, dann aber sah sie — o, sie sah es deutlich, und es hatte sich ihr tief eingepreßt! — sie sah, wie er seiner Frau in die Augen blickte, und wie auch diese zu ihrem Manne emporjah. Welch ein Meer der Liebe, des Glücks, des innigsten Vertrauens floß da von Blick zu Blick! Für diese beiden Menschen war in jenem Augenblicke die ganze Welt ringsum versunken, sie lebten ganz allein, einer in dem andern, zwar getrennt, aber doch nur ein Wesen.

Gepackt von dieser Erinnerung schluchzte Hortense laut auf und über ihre Wangen flossen reichliche Thränen.



Friedrich Nietzsche.

Studie von

Leo Berg.

III.

Frägt man nun: Was ist der Inhalt dieser Schriften? Was lehrt und was will Nietzsche? so ist diese Frage ungleich schwerer zu beantworten, als bei irgend einem andern Schriftsteller oder Philosophen. Denn er hat nirgends ein System aufgestellt und sich im einzelnen sogar, wie gleich anfangs erwähnt, häufig genug widersprochen.

Die bewundernswürdige Feinheit und staunenswerte Tiefe dieses Philosophen liegt vor allem im Psychologischen. Die Kunst, Probleme zu stellen und Rätsel zu lösen, in tiefste und ungeahnteste Abgründe der Seele hineinzuleuchten, um gleich im nächsten Augenblicke wieder weite Perspektiven zu eröffnen und über schwindelnde Ideen-Brücken hinwegzufliegen: das macht ja eben den Reiz und die Bedeutung seiner Schriften aus.

Und dennoch: an einem Grundgedanken hält er fest, von dem gleichsam alle seine Ideen und Axiome ausgehen, bez. zu dem sie alle zurückleiten, doch so frei, so blißartig, daß es auf den ersten Blick in der That fast den Anschein hat, als schweiften sie nur, Kometen gleich, durch den Weltraum, zusammenhangs- und regellos.

Es giebt zwei Arten von Moralen, lehrt unser Philosoph: eine Herren- und eine Sklaven-Moral. Die Definition findet sich kurz zusammengedrängt, und vielleicht auch am klarsten, im Epilog zum „Fall Wagner.“

Gleichwohl darf man nicht zweifeln, welcher Art zu sehen unser Philosoph den Vorzug giebt. Er, der den „Über-Menschen“ prophezeit und überall die große, auf sich selbst gestellte Individualität preist (die „prachtvollen königlichen Einsiedler-Naturen“), vermag in der ganzen modernen Kultur nichts anderes als Verfalls-Typen zu erblicken. „Willenslähmung: wo fände man heute nicht diesen Krüppel sitzen! Und oft noch wie gepußt! Wie verführerisch herausgeputzt!“ Und nun erst unsere Gelehrten mit ihrer Objektivität, unsere Künstler mit ihrer interesselosen Anschauung, unsere Philosophen mit ihrer Moral des Mitleidens, unsere Weiber mit ihren modernen Emanzipationsgelüsten, — das alles sind dem Philosophen gefährliche Anzeichen für den Niedergang und die Verhäßlichung der europäischen Kultur.

Der Philosoph soll also die Welt nicht vom moralischen oder christlichen Standpunkte betrachten, er sieht „jenseits von gut und böse.“* Das Wesen des Philosophen definiert Nietzsche wesentlich anders, als dies gemeinlich geschieht: „Die eigentlichen Philosophen aber sind Befehlende und Gesetzgeber: sie sagen, so soll es sein! Sie bestimmen erst das Wohin? und Wozu? des Menschen und verfügen dabei über die Vorarbeit aller philosophischen Arbeiter, aller Überwältiger der Vergangenheit, — sie greifen mit schöpferischer Hand nach der Zukunft, und alles, was ist und war, wird ihnen daher zum Mittel, zum Werkzeug, zum Hammer.“

Er hat sie auch auf den Namen „Versucher“ getauft, und dieser Name paßt ganz besonders auf unseren Philosophen selbst, der mit geheimer Teufelei an alle modernen Erscheinungen herangetreten ist; und keine hat das Faszinierende in seinem Blick ertragen, seiner auflösenden, zersetzenden und berückenden Kraft widerstehen können.

Die beiden schönsten Abschnitte in Nietzsches Vorpiel zur Philosophie der Zukunft sind der zweite und neunte: „Der freie Geist“ und „Was ist vornehm?“ — zwei Probleme, die er seiner ganzen Anlage nach am tiefsten und gründlichsten hat beantworten können. „Das tiefe Leiden macht vornehm, — es trennt.“ Wie Vieles, wie Tiefes hat Nietzsche leiden müssen, um so vornehm, um so frei, um so einsam, oder wie er selbst von den Griechen sagte, um so schön werden zu können! Fürwahr, es dünkt uns eine Vermeßtheit, eine Trivialisität sondergleichen, die schließlich eingetretene geistige Umnachtung dieses seltenen Geistes wegen einzelner Widersprüche und Absonderlichkeiten jetzt vorwiegend längt vorausgewußt haben zu wollen!

Der Schluß des Buches ist wieder in jener glühenden Leidenschaftlichkeit (glühend von einem geheimen, zurückgehaltenen, aber endlich doch immer wieder durchbrechenden Feuer) und schwungvollen Rede geschrieben, die wir schon an dem Erstlingswerke Nietzsches kennen gelernt haben. Ein Nachtgesang: „Aus hohen Bergen“ bildet den Epilog.

Die folgende Schrift: „Zur Genealogie der Moral“ ist im wesentlichen eine Ergänzungsschrift. Im allgemeinen werden hier nur die Konsequenzen gezogen, die dieses Buch aber fast noch kühner machen. Hier befaßt sich der Philosoph endlich mit dem für seine Lehre wichtigsten, dem Verbrecher-Problem, das Nietzsche fast von denselben Gesichtspunkten aus betrachtet, wie der Held am Eingang des Hauptromans von F. Dostojevskij „Schuld und Sühne.“ Nämlich: die Verbrecher, d. i. „die Brecher alter Tafeln,“ wie Zarathustra spricht, das sind die eigentlichen Kulturerschöpfer, sofern das Verbrechen nämlich nicht eine Not, ein Laster, eine Krankheits-Erscheinung ist, was man ja auch im strengen Sinne gar nicht ein „Verbrechen“ nennen darf. Das Wort „Sünde“ aber klingt den

* Ähnlich schon vor Nietzsche Max Stirner, der in vielen Dingen als direkter Vorgänger desselben bezeichnet werden darf. Vgl. „Der Einzige und sein Eigentum“ (1845).

Ohren unseres Philosophen gerade so zuwider, wie unserem großen humoristischen Erzähler Gottfried Keller.

„Damit ein Heiligtum aufgerichtet werden kann, muß ein Heiligtum gebrochen werden. Das ist das Gesetz — man zeige mir den Fall, wo es nicht erfüllt ist! . . .“

Oder wie's in der „Götterdämmerung“ heißt:

„Die Gesellschaft ist es, unsere zahne, mittelmäßige, verchnittene Gesellschaft, in der ein naturwüchsiger Mensch, der vom Gebirge her oder aus den Abenteuern des Meeres kommt, notwendig zum Verbrecher entartet. Oder beinahe notwendig, denn es giebt Fälle, wo ein solcher Mensch sich härter erweist als die Gesellschaft: der Korsje Napoleon ist der berühmteste Fall.“

Merkwürdig! Derselbe Fall, auf den sich auch Masolnikow stützt, dem gleichfalls Napoleon der zum Siege gelangte große Verbrecher ist!

Zum Schluß wird die Bedeutung asketischer Ideale untersucht, die Nietzsche als die Ideale einer moribiden, entarteten, gebrechlichen und pathologisch belasteten Gesellschaft erkennt. Diese kann keine großen, freien Individualitäten ertragen. Ihr Schwächegefühl ist ihr gemeinsames Bindemittel. Denn: die Starken streben ebenso naturgemäß aus einander, als die Schwachen zu einander. Nicht einmal zu einer „resoluten, ehrlichen Lüge“ ist sie fähig. „Was das eigentliche Merkmal moderner Seelen, moderner Bücher ausmacht, das ist nicht die Lüge, sondern die eingestrichelte Unschuld in der Verlogenheit.“ Noch krasser und deutlicher spricht sich Nietzsche am angeführten Orte im „Fall Wagner“ aus:

„Diese Unschuld zwischen Gegenätzen, dies gute Gewissen in der Lüge ist vielmehr modern par excellence, man definiert beinahe damit die Modernität. Der moderne Mensch stellt biologisch einen Widerspruch der Werte dar, er sitzt zwischen zwei Stühlen, er sagt in einem Atem ja und nein . . . Aber wir alle haben, wider Willen, wider Werte, Worte, Formeln, Moralen entgegengesetzter Abkunft im Leibe, — wir sind, physiologisch betrachtet, falsch . . . Eine Diagnose der modernen Seele — womit begänne sie? Mit einem resoluten Einschnitt in diese Zustimm Widersprüchlichkeit . . .“

Die Verbrecher sind am Ende die „ganzeren,“ wahrhaftigeren Menschen! Und selbst der asketische Priester, was ist er anders als das letzte Aufblähen des Willens zur Macht in einer kranken Gesellschaft? das Machtgelüst des Kranken über Kranke, die letzte Vergewaltigung des gebrochenen Menschen.

IV.

Bei Nietzsches letzten Schriften können wir kürzer verweilen, nicht, weil sie weniger reich an tiefen Gedanken und entzückenden Aussprüchen oder weniger genial geschrieben sind; aber es sind doch teils nur Variationen älterer, wenn auch neu beleuchteter und besser formulierter Gedanken, teils verlieren sie sich in Einzelheiten und rein persönlichen Dingen, auf die wir doch, so interessant sie auch sind, hier ohnedies nicht eingehen können.

So gewährt die Schrift über Wagner das höchste Vergnügen erst dann, wenn man den persönlichen Beziehungen Nietzsches zu Wagner nachgegangen ist und beobachtet hat, wie es diesem freierten der freien Geister vor allem darauf ankommen mußte, sich von dem Zauber, den Wagner auf ihn lange Jahre hindurch ausgeübt hat, zu befreien. Wagner bedeutete für Nietzsche ein Stück Unfreiheit, und deshalb schrieb er gegen ihn, wie er gegen Plato und Schopenhauer, die einst so begeistert Gepriesenen, geschrieben hat. „Ich mache mir eine Erleichterung,“ hebt er an, und „diese Schrift ist, ich hoffe, man hört es, von der Dankbarkeit inspiriert“ beschließt er sie. Auch das braucht nicht gesagt zu werden, daß ein so tiefer Kenner der Wagnerischen Musik, ein Philosoph, der einst „so gefährlich mit der Wagnerischen Sache verwachsen war,“ auch in einer Gegenschrift, wohl Ungerechtes, Einseitiges, niemals aber Flaches oder Gleichgültiges über diesen auszusagen wird. Das alles sind wunderbar tiefe, wenn freilich auch subjektive Bemerkungen. Aber wenn ein Philosoph von der Art Nietzsches über einen Künstler vom Range Wagners seine persönlichen Erlebnisse mitteilt, dann wird dieses wohl über ein rein subjektives Interesse

für die beteiligten Kreise, d. h. Künstler und Musikschaffsteller, hinausgehen und einen Beitrag der subtilsten Art zur Erkenntnis beider abgeben!

In der letzten Schrift zieht Nietzsche endlich das Fazit der modernen Kultur. Das Resultat ist: „Götterdämmerung.“ „Diese kleine Schrift ist eine große Kriegserklärung.“ „Der Krieg war immer die große Klugheit aller zu innerlich, zu tief gewordenen Geister.“

Dies Buch ist aphoristisch, abgerissener als irgend ein anderes, selbst die Sentenzen-Sammlung „Menschliches, Allzumenschliches“ nicht ausgenommen. Es sind häufig nur Aussprüche von Aphorismen. Es ist auch nicht ein ganz ehrlich geführter Krieg. Pfeile dringen von allen Seiten auf den Leser ein, oft, wo er sich ihrer am allerwenigsten gewärtigt, seitwärts aus dem Busch, von hinten, von oben — es ist ein wahrer Guerillakrieg. Aussprüche wie: „Dante: oder die Hyäne, die in Gräbern dichtet;“ „Schiller: oder der Moraltrompeter von Säckingen;“ „Victor Hugo: oder der Pharisäus am Meer des Unsinns;“ „George Sand: oder lactea ubertas, auf deutsch: die Milchkuh mit schönem Stil“ u. s. w. finden sich, ohne irgend welche Erläuterung oder Begründung, in großer Zahl in diesem Buche. Aber, wer Nietzsche kennt und versteht, und wer vor allem diesen Dingen selbst nachgedacht hat, der liest aus diesen Buch- oder Kapitel-Überschriften sich eben selbst ein ganzes Buch heraus. Einige Epigramme sind so frapperend, daß gar nichts Boshafteres, aber auch nichts Treffenderes über den Gegenstand gesagt werden kann. Es sind Pfeile, die jedesmal mitten ins Schwarze treffen. Aber freilich, man muß von Pfeilen nicht erwarten, daß sie gleich die ganze Scheibe zertrümmern oder ihr Opfer in Stücke zerschneiden!

V.

Unmittelbar nach dem Erscheinen der Götterdämmerung brach das Unglück über Nietzsche herein. Was Wunder, daß man bereits diese Schrift als deutliches Anzeichen für die bevorstehende geistige Unmachtung ihres Verfassers wollte erkannt haben und die „Dämmerung“ auf unseren Philosophen selber zurückbezog! Zumal, was man einem Schriftsteller immer am schwersten verzeiht, hier, wenn auch nicht mehr, so doch deutlicher als in irgend einem andern Werke, Selbstbavunderung und Größenwahn sich bemerkbar machten. Tatsächlich sollten wir Deutschen speciell doch nachgerade an die Sprache der Selbstvergötterung gewöhnt sein. Viel bescheidener haben Platen, Heine, Grabbe, Minckwitz, Hebbel u. a. gerade auch nicht von sich gedacht und gesprochen. Dazu kommt, daß in unliterarischen Zeiten, in denen die besten Bücher kaum gefamnt, geschweige denn gewürdigt werden, nichts erklärlicher ist, als daß die Verfasser am Ende selber von ihrer Bedeutung predigen. Aber was sollte man zu einem Schriftsteller sagen, der in allem Ernst behauptete, sein „Zarathustra“ wäre das „tiefste Buch,“ das die Welt besitzt (Götterdämmerung 129), da es doch vielleicht nicht einmal das tiefste ist, welches die Welt von Nietzsche selber besitzt („Jenseits von gut und böse“ ist weit tiefer, ungleich vollendeter geschrieben!)? Oder der bei einer Verschiedenheit der Auffassung über das Hellenische zwischen sich und Goethe einfach zur Tagesordnung übergeht mit der Bemerkung: „Folglich verstand Goethe die Griechen nicht“ (a. a. O. 137)? Und vollends jener Brief an den Herausgeber des „Kunstwart“ (II, 6), wo Nietzsche davon spricht, daß er in diesem Jahre, da er an der „Umwertung aller Werte“ schreibe, „das Schicksal der Menschen zu tragen habe!“

Und das sollte nicht Größenwahnsinn sein, unheilbarer Größenwahn! Genug, der Philister behielt wieder einmal recht. Das Schicksal war wider Nietzsche. Aber das Schicksal ist am Ende wider alles Große. Nur, daß es nie ein Beweis wider das Große ist!

Die letzten beiden Schriften sollten nur Erholungs- und Erheiterungsschriften sein, eine Vorbereitung auf Größeres. Nietzsche wollte eine Physiologie der Ästhetik schreiben, für die er, der mit den Künsten auf so vertrautem Fuße stand,

wie wenige, die heute über Kunit schreiben, ganz besonders begabt und vorbereitet gewesen wäre. „Das Gute ist leicht, alles Göttliche läuft auf zarten Füßen:“ erster Satz seiner Ästhetik. Dann endlich und vor allem jene schon erwähnte Schrift, an der er bereits arbeitete, als ihn das Unglück ereilte, und welche sein Hauptwerk werden sollte: „Der Wille zur Macht. Eine Umwertung aller Werte.“ Wieviel hiervon immer schon geschrieben sein und noch ans Licht kommen mag, wie immer jene Werke auch geartet sein mögen: der Verlust für die deutsche Litteratur ist ein unermesslicher! Wenn man hochmütig und vorschnell ausgerufen hat: Was hatte man von diesem Buche auch zu erwarten! Eine Umwertung aller Werte! Als ob das nicht die Arbeit aller Philosophen und Künstler gewesen wäre! — so beweist dies schon allein, wie wenig man bei uns gewillt ist, der großen Aufgabe eines großen Menschen gerecht zu werden. Principiell und bewußt thun und wollen, was freilich vordem schon Tausende — aber unbekannt — gethan haben, — eben das kann ja bereits die Größe und Bedeutung eines Philosophen oder Künstlers ausmachen! Oder dürfte man nicht mehr von Kants „Kritizismus“ reden, weil eben alle Gelehrten und Philosophen ein kritisches Verfahren angewandt haben!

Aber daß die Zeit für Nietzsche noch nicht gekommen sei, das hat eben niemand besser gewußt als er selbst:

„Es ist hier noch eine Stunde zu früh für mich.
Mein eigener Botschafter bin ich meinem Volke, mein
Eigener Hahnenschrei durch dunkle Gassen.“

Dem das ist eben das Schicksal aller zu früh geborenen und zu hoch geflogenen Geister, deren Wesen er einmal an anderer Stelle so schön also formuliert hat:

„Wie die Wolken uns verraten, wohin hoch über uns die Winde laufen, so sind die leichtesten und freiesten Geister vorausverkündend für das Wetter, das kommen wird. Der Wind im Thale und die Meinungen des Marktes von heute bedeuten nichts für das, was kommt, sondern für das, was war.“ —

Nietzsches Gedanken aber gleichen den Winden, die hoch über uns laufen. Hier oben ist die Luft kalt und schneidend, aber auch hell und rein, wie sonst nirgends. Sie wirkt nerven-erfrischend und geiststärkend auf alle, die den Mut haben hinaufzusteigen in die Regionen dieses kühnen Philosophen.



Die Jugend Friedrichs des Großen.

Von

Arthur Kleinschmidt.

Die Sonne beschien in vollem mittäglichen Glanze das Berliner Schloß und ruhte in einem kleinen Zimmer hinter den „Elisabethkammern“ auf einer glücklichen Mutter; sie hatte eben, am 24. Januar 1712, einem Sonntage, das Leben dem Sonntagskind geschenkt, das der Ruhm Preußens, Deutschlands, Europas werden sollte; ihr und der ganzen Familie Jubelruf war um so bewegter, als des Knäbleins ältere Brüder in der Wiege gestorben und dem Hause Hohenzollern das Ende drohte, während doch erst seit elf Jahren die Königskrone in Preußen zu dem Kurbute Brandenburgs gekommen war; mit dem Gefühle, nicht umsonst um diese Krone gestrebt und gearbeitet zu haben, blickte König Friedrich I. auf den Enkel, dem er seinen Namen gab, und sagte: „Hoffen wir, daß er einst ebenso glücklich sein wird, wie seine Vorfahren.“ Er verlieh ihm den Titel „Prinz von Oranien“, der jedoch mit dem Utrechter Frieden 1713 wegsfiel, und sein Tod (25. Februar 1713) machte das Knäblein zum Kronprinzen von Preußen. An die Stelle gesuchter Pracht trat bei Hofe Einfachheit, bürgerliche Nüchternheit, militärische Rauheit; von der Wiege bis zum Grabe stand Friedrich im

Banne des Soldatenstandes, während der fast gleichalterige Ludwig XV. sein Leben lang die Moichus-Atmosphäre des Hofes atmete. Zur Erzieherin des Kronprinzen wurde unter der Oberleitung der Frau von Kamcke die einstige Erzieherin des Vaters, Frau Martha von Rocouille, bestimmt; eine Hugenottin, des Deutschen unkundig, erzog sie ihn französisch; auch seine Mutter, Königin Sophie Dorothea, war französisch erzogen; gewiß ist es merkwürdig, daß Friedrich Wilhelm I., der von jeder Vorliebe für die Franzosen frei war, der deutscheste Mann, den Thronerben französisch erziehen ließ und später über die Früchte dieses Unterrichts bittere Klage führte. Friedrich lernte Französisch, bevor er ans Deutsche ging.

Der Knabe und seine zahlreichen Geschwister standen unter scharfer Zucht, deren bürgerlicher Zuschnitt unverkennbar war; es wurde ihnen gar gern durch den Sinn gefahren, sie lebten dahin nicht wie Königsfinder, sondern wie Kinder von Privatleuten; der König war ebenso Hausvater wie Haustyrann, er fluchte fernddeutsch, und zur Strafe mußte „der Fritz“ einen deutschen Katechismus lesen; außer Luthers Bibel kannte der Prinz kein gutes Deutsch, Brandenburger Dialekt desto mehr. Schon frühe fühlte er sich durch die derb-deutsche Umgebung des Vaters, den alten Desfauer, den seine Mißheirat bis heute so vollstümlich erhalten hat, Grumbkow, Glasenapp u. d. d. abgestoßen als angeregt; die Bieruppe, mit der man ihn groß und stark machte, paßte vortrefflich zu ihnen, während er ausgesprochene Vorliebe für französische Eleganz zeigte, der Rocouille und ihrer Tochter Martha Duval lebenslang treu attached blieb und ihre erlesenen Lehren von Gedankenfreiheit in religiösen Dingen nie vergaß, wie alsbald nach seiner Thronbesteigung das „In meinen Staaten soll jeder noch seiner Façon selig werden“ befandete. In den Laufgräben vor Stralsund fand der König, im Kriege mit Karl XII., einen Freidenker, den Hugenotten Duhan de Zandun, und ernannte ihn am 31. Januar 1716 zum Informator seines Sohnes, um ihm Rechnen, Geographie u. d. d. beizubringen, während Hilmar Curas, ein Elementarlehrer, ihn mit Lesen und Schreiben vertraut machte; Duhan hat zwar Friedrichs Orthographie in Deutsch und Französisch so gründlich verwahrt, daß dieses Chaos lebenslang anhält; aber er regte frühe den Geist seines Schülers an, machte ihm das Lernen lieb und wies ihn auf die Bahn eigener Gedanken hin; es ist das sein dauerndes Verdienst um Deutschland. Im August 1718 betraute der König mit der Oberleitung der Erziehung zwei ostpreussische Haudegen; Generallieutenant Graf A. R. Finckenstein wurde Oberhofmeister des Kronprinzen, der mit seinen Söhnen in enge Beziehungen trat, Oberst Ch. W. von Kalkstein Untergouverneur, er hatte wohl die meiste Arbeit; beide waren Ehrenmänner, im Brandenburger Dienst erprobte Soldaten. Ihnen gab der König die Instruktion in die Hände, welche 1695 Leibniz auf Wunsch seiner Mutter, „der philosophischen Königin“, zum Zwecke seiner Erziehung entworfen hatte; in philosophischer Manier sollte somit sein Sohn erzogen werden, nur änderte er allerlei nach seinem Geschmade und seiner Orthodorie ab, er setzte allen Pomp durch haushadene Schlichtheit, berücksichtigte nur das Notwendige und für den königlichen Beruf unmittelbar Nützliche; er betonte mathematische Kenntnisse, Rechnen, Geometrie, Artillerie und Ökonomie, beschränkte den Sprachunterricht auf guten deutschen und französischen Geschäftsstil und entschied: „Was die lateinische Sprache anlangt, so soll Mein Sohn solche nicht lernen, und will Ich auch nicht, daß Mir einer davon sprechen soll.“ „Nur überhin“ sollte die ganze Geschichte betrieben werden, gründlich die letzten 150 Jahre, quellenmäßig die Geschichte Preußens und der verwandten Häuser Braunschweig, England, Hessen; die Kenntnis der römischen und griechischen Zeiten erklärte der Beräcker klassischer Bildung „zu nichts gut.“ Das „Theatrum europaeum“, eine wüste Kompilation bei überreichem Stoffe, wurde die Basis des Geschichtsunterrichts, an den sich die Einführung in Natur- und Völkerrecht, Erdkunde und Naturreich angeschlossen. Diese ganze praktische Philosophie sollte gegründet sein auf den

Unterricht im Christentum, darum Gebete, „die nicht geistreich zu sein brauchten.“ Predigt, Bibelstunde und Katechismus. Der König vernahnte sich stets gegen den Vorwurf, Pietist zu sein, war aber hyperorthodox, hielt alles Nichtorthodoxe für keiserlich, warnte darum in der Instruktion inbrünstig vor Katholizismus, Atheismus, Sozinianismus, Arianismus und Deismus, und pries die Lehre von der allgemeinen Gnade gegenüber der starren Prädestinationslehre von Calvin. Neben der Religion lag dem Könige vor allem am Soldatentum: „Absonderlich haben die Erzieher es sich angelegen sein zu lassen, Meinem Sohne die wahre Liebe zum Soldatenstand einzuprägen und ihm zu imprimieren, daß, gleichwie nichts in der Welt, was einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag, als der Degen, er vor der Welt ein verachteter Mensch sein würde, wenn er solchen nicht gleichfalls liebte und die einzige Gloria in demselben suchte.“ Darum sollte er vorzüglich mit Offizieren umgehen; es wurde am 1. September 1717 eine Kompanie Kadetten für ihn formiert, über die er dem Vater stets zu rapportieren hatte; das Kind korrespondierte mit dem Vater und dem Dessauer über ihr Steckenpferd, große Rekruten, die „lieben blauen Kerle,“ besuchte täglich mit dem Vater die Parade und führte seine Kompanie zur Kirche; im Januar 1721, als Friedrich neun Jahre zählte, richtete man ihm im großen orangefarbenen Saal des Schlosses ein Zeughaus ein; in seinen Erholungsstunden lernte er spielend fechten, reiten, schießen, jagen und turnen. Er sollte um jeden Preis erzagierter Soldat werden! Nicht weniger lag dem Vater an Sparsamkeit; darum hielt er ihn an zu „Menage, Sparsamkeit und Demut,“ und obwohl Friedrich bei seinen sechs Jahren noch keine Proben davon hatte geben können, eiferte der König gegen seinen „aufgeblasenen Stolz und die Neigung zu Depensien;“ aufs strengste verbot er, ihm zu schmeicheln. Die Ausgaben wurden auf den Heller nachgerechnet; und bis zum siebzehnten Jahre war der Sohn ohne Taschengeld. Friedrich Wilhelm war seinem Vater nie herzlich nahe gestanden, von seinem Sohne forderte er Innigkeit; er sollte nicht klawisch, sondern voll Pietät und Vertrauen gegen seine Eltern sein und dem Vater „brüderliche Liebe“ zollen; darum mußte man ihm im Falle Ungehorsams nur mit der Mutter drohen, „und müssen sie ihn mit derselben allezeit schrecken, mit mir aber niemals.“ Der Knabe war von schwacher Gesundheit und entwickelte sich körperlich wie geistig nur langsam; aber unter der sorgsamten Hand der Nonne kräftigte er sich, und sie übergab ihn beruhigt den Gouverneuren. Seine triebfellige Sinnesart war von ihm gewichen, er war lebhaft und überaus munter, überwand zumal durch die energischen Eingriffe seiner Mutter die Anlage zum Zähorn, gab sich leutselig und gewann alle Herzen, wie ihn uns die Bilder jener sonnenreichen Tage in seinem ganzen Liebreiz überliefert haben. Er lernte leicht, war viel mit dem König zusammen, lachte mit ihm über den Hofnarren Gundling und begleitete ihn auf seinen Reisen; freilich wurden ihm solche Strapazen zugemutet, daß schon 1725 ein Gesandter schrieb: er sehe „so ältlich und steif aus, als ob er schon viele Campagnen gethan hätte.“ Dem Alten gefiel besonders, daß sein Sohn ihm in Frömmigkeit nachzusehern schien; er hoffte, derselbe werde überhaupt sein Abdruck werden, und der uns erhaltene Aufsatz des noch nicht neunjährigen Knaben (4. Okt. 1720), „Lebensweise eines Prinzen von hoher Geburt,“ ließ einen streng reformierten, bibelgläubigen Fürsten vermuten. Seine zärtlich geliebte ältere Schwester gab aber seiner Sinnesart eine andere Richtung; Friederike Wilhelmine verschaffte ihm heimlich Bücher; er las, vor seinem Kämpechen am Boden lauernd, wenn Lehrer und Diener schliefen, Romane; seinem Innern erschloß sich die Idealwelt der Dichtung, Duhan und die Prinzessin führten den mislicher Lastenden über die Schwelle. Aus Duhans Händen empfing er die Meisterwerke der Neuzeit, wie den Télémaque, und gute Uebersetzungen der alten Klassiker, des Ovid, Cicero, Horaz und Sophokles, und während ihm die deutsche Litteratur mit Gottsched und Haller total fremd blieb, lernte er heimlich Latein, freilich sehr ungründlich und in steter Furcht

vor dem väterlichen Stocke; er hat die Alten nie im Urtexte gelesen, sondern sich mit französischen Uebersetzungen begnügt, brachte aber mit Vorliebe lateinische Citate an, gleichviel ob recht, ob falsch. Mit Friederike Wilhelmine trieb er Englisch und Italienisch und brachte es dahin, den Metastasio, freilich mühsam, lesen zu können; Spanisch lernte er nie. Freunde an der Musik war ihm lebenslang eigen, sie war ein Erbeil seiner Großmutter, der philosophischen Königin, und auch sein Vater war nicht unmusikalisch; Friedrich sang und spielte Klavier, wandte sich aber bald der Flöte zu; auch für Zeichnen und Malen besaß er Geschick. Des Vaters Grimm aber erregte es, daß der nun zwölfjährige Knabe den Soldaten ziemlich beiseite ließ und lieber studierte; gereizt erinnerte er ihn an die Armee und stellte ihm vor, das Nützliche allein sei reell; er unterzog ihn der strengsten Disziplin, umgab ihn mit Subalternoffizieren und schuf derart zwischen sich und dem feinfühligem, höhere Bildung erstrebenden Sohne eine Scheidewand, bei der „die brüderliche Liebe“ nicht gedeihen konnte.

Um diese Zeit spalteten Eheprojekte den Hof in zwei feindliche Lager; Sophie Dorothea, die sich voll Stolz Tochter, Gemahlin, Mutter und Schwester eines Königs nannte, hing mit ganzer Seele ihrem eigenen, dem welfischen Hause, an und plante eine Doppelheirat zwischen ihrem Sohne Fritz und ihrer Nichte Amalie von England, zwischen ihrem Neffen, dem Prinzen von Wales, und ihrer Tochter Friederike Wilhelmine; sie zog beide Kinder und den Staatsminister von Kniphausen auf ihre Seite. Dieser englischen Partei stand die österreichische gegenüber: der König, der Minister von Grumbkow, der Fürst von Anhalt-Dessau, der kaiserliche Gesandte Graf Sedendorf und der einflussreiche Kammerdiener Eversmann. Anfangs war der König für das Projekt, Grumbkow und Sedendorf aber stimmten ihn um und zogen ihn ganz zu Österreich; er fluchte nun weidlich auf „Fritz die Kognase“ und auf Friederike Wilhelmine, „die englische Canaille.“ ein Miß ging durch die echt hausväterische Familie, durch die sonst so glückliche Ehe Friedrich Wilhelms und seines „Nickchen,“ den König verstimmt besonders, daß der englische Hof bei der Ehe in erster Linie politische Ziele verfolgte; er wollte seine Tochter nicht als Anhängel betrachten lassen, und Sedendorf schürte an ihm, von der Königin darum offen verabscheut. Sie trug ein gutes Teil der Schuld am beginnenden Zerwürfniße der Kinder mit dem Vater; anstatt erstere dem Könige gegenüber zu Gehorjam und Geduld zu ermahnen, befänstigtend zwischen beiden Teilen zu wirken, nahm sie die Kinder gegen den Vater ein, machte sie zu Vertrauten ihrer Unzufriedenheit und gestärkten Hoffnungen, raubte ihnen ihr heiligstes Gut, die kindliche Unbefangenheit; so sehr sie den König auch achtete, so konnte er doch niemals ihr Seelenbräutigam werden, sie war zu sehr für Glanz und Hoheit, zu sehr „Olympia,“ zu sein besaßet. Gleich ihr fühlte sich der Kronprinz unter einer Fucht, die ihm Sklaverei dünkte; der militärische Dienst erschien ihm leere Pedanterie, er spottete über das Soldaten- und Parade-spiel, über das Drillen der langen Kerle, für die sein sonst so knauseriger Vater ganze Vermögen zahlte; das Tabakskolleg, des Alten süßeste Erholung, stieß ihn ab, das Wollpropfen mit theologischem Wust ekelte ihn an, eigene Gedanken und Bedenken schlichen sich in sein Hirn. Es waren eben zwei ganz verschieden geartete Charaktere, und Friedrich mußte geradezu heucheln, wenn er mit dem Vater auskommen wollte; dadurch lernte er frühe die Menschen düpiieren und verachten. Seit 1726 kam es wiederholt zu stürmischen Auftritten, der Vater drohte mit Enterbung und Einkerkelung und schimpfte auf Finkenstein, der seinen Zögling in der Hinneigung zu England bestärke. Das laue Christentum des Sohnes brachte den alten Pietisten vollends in Harnisch; mußte doch Friedrichs Konfirmation seiner Kenntnislösigkeit wegen verschoben werden! Friederike Wilhelmine berichtet später über diese Zeit: „Alle Nachmittage hielt uns der König eine Predigt, der wir so aufmerksam zuhören mußten, als spräche sie der Mund eines Apostels. Oft überwältigte meinen Bruder und mich die Lach-

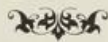
lust dergestalt, daß wir laut losplatzten; dann aber ergoß sich auch der apostolische Fluch über unsere Häupter, und wir mußten ihn durchdringen und reinig ertragen.“ Am 4. April 1727 erfolgte nach öffentlicher Prüfung im Dom Friedrichs Konfirmation; Duhan wurde verabschiedet, nicht aber in des Pöglings Liebe; nur der Unterricht in den Kriegswissenschaften bei Major Senning dauerte fort. Der Kronprinz machte von neuem einen melancholischen Eindruck, der Vater schleppte ihn von Revue zu Parade, von Parade zu Revue, und kürzte seine Schlafzeit ab, da „Schlaf dumm mache.“ Friedrich, eine sehr sentimentale Natur, musizierte mit Friederike Wilhelmine, spielte heimlich mit Quanz Klöte und berauschte sich am Adagio, was seinen Charakter treffend kennzeichnet. Der König wurde täglich fühlter und bevorzugte vor ihm den zweiten Sohn, August Wilhelm; er brummte: „Frei ist ein Querspieler und Poet, er macht sich nichts aus den Soldaten und wird mir meine ganze Arbeit verderben;“ vier junge Offiziere mußten ihn darum abwechselnd überwachen. Der Besuch des galanten Hofes von Dresden (Januar-Februar 1728) war auf Friedrichs Natur von dauerndem Einflusse; stürmisch regten sich in ihm ungeahnte Gefühle, die Sehnsucht nach der schönen Gräfin Anna Orselka, einer Tochter Augusts II. von Polen und Sachsen, verzehrte ihn. Das Berliner Alltagsleben war ihm nun doppelt zuwider, er schlich einher „wie ein Schatten,“ die Ärzte waren besorgt, der Vater nicht weniger; er aber war jung, genas und that, seit 14. März 1728 Oberstlieutenant, wieder Dienst. Er wäre gar gern in die weite Welt gereist, der König aber sparte sein Geld, und neuerdings trat Mißtrauen zwischen sie; Friedrich sprach vom „grausamen Haß“ des Vaters; da es Zwist gab, wo sie sich trafen, so mieden sie einander, und Friedrich beschwor den sächsischen Gesandten von Suhm, sein König möge sich bei dem Vater dahin verwenden, daß er reisen dürfe. Tief bekümmert traten Zinckenstein und Kalkstein im März 1729 ab, und der König kommandierte seinem Sohne zu: den ersten Oberstlieutenant von Rochow und den lebensfrohen Lieutenant Freiherrn von Meyserlingk; er instruierte sie, sie sollten ihm alles Unmännliche und alle Vergnügungen austreiben, „so da faul seien,“ und ihm sagen, „ein Damsoiseau sei ein Lump und ein schurtlicher Kerl, zu nichts nutz in der Welt als zu Nasenstübchen,“ „wer den Kopf zwischen den Ohren hangen lasse und schlottrig sei, das sei ein Lumpenkerl;“ sie aber sollten ihn „zum honetten Kerl und braven Offizier“ machen. Friedrich blieb jedoch auf seinen eigenen Wegen; sobald er nur konnte, legte er den verhaßten blauen Rock und den Zopf ab, zog französische Mode an, musizierte und las mit der Schwester und dem feingebildeten Meyserlingk oder dem bereisten Lieutenant von Katte; in einem Mietlokale richtete er eine Bibliothek ein, die bis Mitte 1730 auf 3775 Bände angewachsen war, welche er aber nur verstohlen besuchen durfte; ihr interessanter Katalog ist erhalten. In Gesellschaft von Katte und Meyserlingk lebte er überdies toll und voll und kontrahierte bedeutende Schulden; der Vater entdeckte alles und befürchtete das Schlimmste. Friedrich, in seiner Gegenwart scheu und versteckt, machte sich mit der gleichgeimten Schwester hinter seinem Rücken lustig, sprach vorlaut und spitz, nannte die Uniform seinen Sterbefittel, und verlegte den Vater fortwährend — und doch verzehrte sich dieser bei aller Rauheit nach der Liebe seines Kindes! Er mißhandelte und ohrfeigte Friedrich, tadelte ihn vor aller Welt, nur um ihn zu bekehren; das Ergebnis aber war das direkte Gegenteil, die Klust nahm zu, beide verstanden einander nicht, Friedrich erklärte sich sogar zur Entthronung auf die Erbfolge bereit, falls ihn der Vater für unecht erklären wolle! 1730 kam wiederum die englische Doppelheirat aufs Tapet; der König zauderte, der Prinz erging sich gegenüber dem englischen Bevollmächtigten Sir Charles Hotham in unpassenden Klagen über seine Lage, gelobte ihm auch, er werde nie eine andere als Amalie heiraten; er häufte Schuld auf Schuld, und der Vater machte ihm das Leben immer saurer; er schlug ihn vor Zeugen, warf ihm die Feigheit vor, Schläge zu ertragen, anstatt sich zu töten, und wollte seinen Verzicht

auf die Krone erzielen. Wiederholt sann Friedrich auf Flucht, Katte schürte an ihm, während Hothams Ungeheiß das Heiratsprojekt scheitern ließ. Endlich wurde mit Katte und dem Pagen von Keith die Flucht festgesetzt, dieselbe aber von Rochow vereitelt. In Mannheim, wo er eben bei Kurfürst Karl Philipp zu Besuch war, erfuhr der König alles; er machte Rochow und zwei andere Offiziere mit ihrem Kopfe dafür verantwortlich, den Prinzen lebend oder tot auf seiner Zacht nach Wesel zu liefern; Friedrich bestieg dieselbe in Frankfurt am 8. August 1730, und als er in Wesel am 12. vor dem Vater stand, hatte dieser weitere Details vom Komplotte erfahren, stürzte sich auf Friedrich und mißhandelte ihn mit dem Stockknopf derart, daß der Sohn aufschrie: „Noch nie hat ein brandenburgisch Gesicht solche Schmach erlitten;“ der König wollte ihn sogar erstechen, der Festungskommandant Generalmajor von der Mosel verhütete es, indem er ihm zurief: „Sire, durchbohren Sie mich, schonen Sie aber Ihren Sohn!“ Der Vater nahm letzteren in das strengste Verhör, seine Geständnisse genügten ihm nicht, er stellte ihn unter Arrest, übertrug weitere Verhöre dem Obersten von Derschau und wollte ihn nicht mehr sehen, ließ aber die Königin in auffällig schonender Weise durch die Oberhofmeisterin von Kameke von dem Vorgefallenen unterrichten. Seiner Ansicht nach hatte England die Hand im Spiele, zumal der Bruder des Pagen, der Lieutenant von Keith, dahin entflohen; er vermutete sogar eine Verschwörung gegen sein Leben, verschärfte die Haft des Sohnes, ließ Keith im Bilde hängen, den Sohn aber quer durch Deutschland nach Küstrin eskortieren. Auch Katte, der sich unvorsichtig benahm, wurde verhaftet, vom Könige selbst und dann wiederholt verhört, sogar mit der Folter bedroht, leugnete aber, daß er habe desertieren wollen. Bei dem mit ihm in Mittenwalde angestellten Verhöre (2. September) spielte der Prinz den Stecken und bat für Katte, nicht für sich; am 4. kam er nach Küstrin unter die Obhut des Generals von Buddenbrock und am 16. stand er zum zweitenmal der königlichen Kommission Rede. Jetzt ließ sein Trost nach, er stellte ein reuiges Gnadengesuch, das der Vater zerriß; er wollte ihn mit Ausschluß vom Throne als „Deserteur“ bestrafen, verwünschte seine Geldgesuche bei England, bat Gott, „alle ehrlichen Leute vor ungeratenen Kindern zu bewahren,“ und sagte dem unglücklichen Vater Kattes, dem Generalleutenant: „Sein Sohn ist ein Schurke, meiner auch, also was können die Vaters davor.“ Täglich fraß sich der Haß gegen den Sohn fester in sein Herz; er betonte: „Der Schelm, der in Küstrin sitzt, hat desertieren wollen wie ein Dieb und Schelm;“ und als nun gar das Gerücht auftauchte, Friedrich sei entflohen, um nicht katholisch werden und eine Erzherzogin heiraten zu müssen, da wurde der Fürst, der sich für den glaubensfestesten Protestanten hielt, fast toll. An Friedrichs Zelle legte man Vorhängeschlösser, niemand durfte mit ihm reden, Grumbkow aber mußte ihm melden, Anpphausen und seine Freunde in der Armee seien verabschiedet, seine Schwester eingesperrt, seine Mutter wolle nichts von ihm wissen. Der Sohn bat wieder um Gnade, für den Vater aber war er als desertierter Soldat das verächtlichste Geschöpf unter der Sonne: „So einen schlechten Offizier will Ich nicht in Meiner Armee haben, geschweige denn in Meinem Regiment.“ Er ernannte ein Kriegsgericht über Friedrich und seine Freunde, die Lieutenants von Keith, von Katte, von Ingersleben und von Spaen, und nahm Friedrich den Titel „Hoheit;“ das Gericht setzte hohe Strafen fest, der König vermehrte sie um die Prangerstrafe für die Friedrich teure sechzehnjährige Tochter des Potsdamer Rectors, Dorothea Ritter; kein Richter aber wagte es, die Hand an das Leben des Kronprinzen zu legen. Der König verschärfte Kattes Urteil in Todesstrafe, wies mit widriger Kälte die flehentlichen Gesuche von Vater und Großvater, Feldmarschall Graf Wartensleben, zurück, trotzte der Mißbilligung von In- und Ausland und ließ Katte (6. November) vor den Fenstern des ohnmächtig hinstürzenden Sohnes hinrichten. An den Tod Friedrichs dachte Friedrich Wilhelm nicht, er war kein Peter der Große, wohl aber an Enterbung; die fremden

Höfe verwandten sich nun für Friedrich, die unglückliche Mutter kämpfte ihren Stolz nieder und bat um Sedendorffs Intervention; am 31. August aber stieß der König den „entlaufenen Oberstleutnant Frey," dem er sein Regiment nahm, aus der Armee. Friedrichs Papiere waren den Augen der Richter entriekt worden, die Gräfin Zinckenstein hatte sie bei der Verhaftung Kattes, der sie ihr rechtzeitig anvertraut, der Königin überantwortet; es war darunter mancher für die Königin und Prinzessin Friederike Wilhelmine kompromittierende Brief, auch „moralische Betrachtungen und Bemerkungen über Geschichte." Aus Kattes Verhör erfuhr der König von des Sohnes Bibliothek: er besuchte sie, ließ sie in Häßer und Kästen packen und in Amsterdam versteigern. Duhan wurde seinem Zorne geopfert, in Menel interniert und natürlich abgesetzt, weil er dem Prinzen „atheistische und prädestinatorische Grundsätze bei gebracht habe."

Auf eigene Gefahr hin erleichterte der freundliche Regierungspräsident von Münchow dem Prinzen in Küstrin die Haft: durch ein Loch in der Decke sprach er mit ihm; er verschaffte ihm Briefe, Bücher, Schreibzeug; Friedrich las Bossuet und Vasnaga. Der Feldprediger Ernst Müller eröffnete sein Herz der Reue und Zerkürschung und suchte ihm die Lehre von der Prädestination auszureden; Friedrich Wilhelm aber war mißtrauisch gegen die zu rasche Bekehrung. Am 9. November ließ er ihm durch Müller seinen Pardon aussprechen; Friedrich erhielt den Titel „Kronprinz" wieder, doch zweifelte sein Vater daran, „daß er je ein honnête homme würde," und ließ ihn vor einer Kommission (19. November) unverbrüchlichen Gehorsam gegen den König geloben, „laut und deutlich, die reservations mentales verstünden wir hier nicht." Friedrich bezog ein Privathaus, durfte aber Stadt und Festung nicht verlassen, und militärische Ehrenbezeugungen blieben dem Königssohne versagt: die Bitte, wieder in die Armee aufgenommen zu werden, wurde dem Deserteur abgeschlagen; den Degen erhielt er zurück; daß er auch um das vorenthaltene Portepée einkam, überraschte den König sehr angenehm; erstaunt rief er: „Ist denn Frey auch Soldat? Nun, das ist ja gut!" Als Auskultator arbeitete Friedrich seit 20. November auf der neumärkischen Kriegs- und Domänenkammer; ohne ein Votum zu besitzen, unterschrieb er die Berichte untenan mit und überzeugte sich bald vom Ernst der Geschäfte; der Stuhl, auf dem er dort saß, steht als teures Andenken an fürstliche Pflichttreue im Hohenzollern-Museum zu Berlin. Um ihm den Geschmac an ausländischer Mode zu entleiden, mußte er in Küstrin solche tragen.

(Schluß folgt.)



Der verbotene „Generalfeldoberst."

von
F. A.

Das neue Trauerspiel von Ernst von Wildenbruch ist durch das Verbot einer Aufführung in Berlin dazu gekommen, für uns ein Buch-Drama zu sein. Was für den Kritiker sonst Gesetz ist, ein ausführbares Stück erst nach der Aufführung zu beurteilen, das wird in einem solchen Falle zu einem Unrecht gegen den Dichter. Der Theaterschriftsteller will freilich vor allem von der Bühne hinunter zum Publikum sprechen; wird ihm das aber unmöglich gemacht, so möchte er doch wenigstens zur Entschädigung fleißig gelesen werden. Ist nun gar das Verbot aus politischen Gründen erfolgt, so begegnet der Dichter seit altersher überall einem günstigen Vorurteil, welches immer da seine Bestätigung zu finden pflegt, wo die Censur in Sorge vor den andrängenden Mächten der nächsten Zukunft ihres Amtes gewaltet hat. Die Unterdrückung der öffentlichen Aufführung von Wildenbruchs „Ge-

neralfeldoberst" hat aber offenbar mit den gewöhnlichen Absichten der Theaterzensur nichts zu schaffen; trotz allerlei kleiner Mitteilungen über die Veranlassung des Verbots ist dieses heute noch für jeden, der die Verhältnisse ein wenig kennt, ein vollkommenes Rätsel.

Es wurde geheimnisvoll darauf hingewiesen, daß der „Generalfeldoberst" mit Rücksicht sowohl auf das Haus Habsburg als auf das Haus Hohenzollern für Berlin unmöglich sei; den hohen Bundesgenossen in Wien dürfe man nicht durch Verunglimpfung eines seiner Ahnen kränken, und auch der Vater des Großen Kurfürsten dürfe nicht in so fragwürdiger Gestalt über die Bretter einer Berliner Bühne gehen. Daß das Stück zu Anfang des dreißigjährigen Krieges, also vor 270 Jahren spielte, mache in der Frage keinen Unterschied, weil die beiden Herrscherfamilien heute noch mehr wie damals den Gegensatz von Katholizismus und Protestantismus vertreten. Und hier sei gleich zugestanden, daß der Einwand der verflochtenen Zeitdauer gerade bei Wildenbruch schwerlich gemacht werden kann; denn mit unbeschreiblicher Naivität, die mir übrigens grundsätzlich sehr gut gefällt, setzt sich dieser Dichter über die Geschichtswissenschaft hinweg und läßt den alten Sprecher der Hohenzollern um die Zeit des Prager Fenstersturzes zu einer Positiv raten, wie sie eigentlich doch erst zwischen 1859 und 1866 möglich war. Man wundert sich auf jeder Seite, daß der Generalfeldoberst von 1620 nicht geradezu den Tag von Ulmütz und den Schimmel von Bronzell citiert.

Die Rücksicht auf das Haus Habsburg kann der Aufführung am königlichen Schauspielhause von Berlin vielleicht entgegenstehen; ein Verbot für irgend ein deutsches Privattheater ist daraus aber unbedingt nicht herzuleiten. Schillers Wallenstein enthält gegen denselben Ferdinand, der bei Wildenbruch nur ein „Jesuiten-Jögling" heißt, doch viel kränkendere Vorwürfe, und wird trotzdem ganz unbedenklich in dem eigenen Hause Kaiser Franz Josephs, im Wiener Hofburgtheater, aufgeführt. Eine andere Tragödie, in welcher derselbe Ferdinand persönlich auftritt, ist für die Vergleichung noch interessanter. Franz Grillparzer, der größte Österreicher unter den deutschen Dichtern dieses Jahrhunderts, hat in dem merkwürdigen Stücke „Ein Bruderzwist im Hause Habsburg" den blutigen Schatten des Erzherzogs Ferdinand doch noch ganz anders herausbeschworen als Wildenbruch, und trotzdem kann diese Tragödie, an welche Wildenbruch übrigens in entscheidenden Momenten erinnert, ungehindert auf allen österreichischen Bühnen gegeben werden, — wofür nur die Tschechen nichts dagegen haben. Bei Grillparzer also rühmt sich Erzherzog Ferdinand höhnisch, in der Steiermark an einem Tage sechzigtausend Protestanten zum Katholizismus gezwungen zu haben, und zwanzigtausend wandern flüchtig aus. Da schreit der Kaiser Rudolf, des Erzherzogs Oheim, auf: „Mir kommt ein Grauen an. Sind hier nicht Menschen? Ich will bei Menschen sein!" Und der Dichter vom „Bruderzwist im Hause Habsburg" galt mit Recht für einen guten Österreicher.

Ganz anders liegt die Sache, wenn die Rücksicht auf das Haus der Hohenzollern entscheiden soll. Mit Ausnahme des Titelhelden, der auf seinen verlorenen Posten in Breslau ungefähr so wettert, wie Bismarck ein Vierteljahrtausend später in Frankfurt es that, mit Ausnahme dieses Hans Jürgen, der aber doch auch im Personenverzeichnis als Vatersbruder des regierenden Kurfürsten aufgezählt wird, werden die Mitglieder der Dynastie nicht eben rosa auf Goldgrund gemalt. Die Großmutter des Großen Kurfürsten und dessen Pate beehren einander einmal mit zwei Titeln, wie sie zur Bezeichnung eines hohen Grades von Dummheit alltäglich aus dem Bereich der Zoologie entnommen werden, wie man sich sie aber thatächlich nicht gern als Würdigung verstorbener Familienmitglieder gefallen läßt. Ahetisch ist gegen den Gebrauch der beiden Worte gar nichts einzuwenden, sie entsprechen dem Zeitcharakter und dem Stile des Stücks; aber das Verbot werden doch wohl nur diese vier Silben veranlaßt haben, und so wichtig scheinen mir die beiden Grobheiten nicht zu sein, daß der Dich-

ter nicht auf sie verzichten könnte, wenn dadurch die Aufführung zu ermöglichen wäre.

Ob dann ein Erfolg die Mühen lohnen würde, das läßt sich natürlich nicht voraussagen. Ich will den dramatischen Wert des Stückes hier nicht untersuchen, weil ich es nach dem ersten Lesen für eine der schwächeren Arbeiten Wildenbruchs halte und mit der Begründung dieser Ansicht nicht einmal zum Scheine die Partei der Censur ergreifen möchte. Nur zwei Punkte darf ich hervorheben, die ganz merkwürdige logische Verirrungen verraten, aber für den Erfolg unerheblich sind, weil nach den bisherigen Erfahrungen mangelhafte Logik noch niemals der Schlagkraft einer Wildenbruchschen starken Scene geschadet hat.

Die erste Bemerkung betrifft eine Person, welche zwar im Verzeichnis nicht vorkommt, übrigens aber sowohl in der Ökonomie des Stückes, als in der Weltgeschichte eine wichtige Rolle spielt: den Sohn des Kurfürsten. Wir lernen ihn bloß in der stummen Rolle eines Säuglings kennen; aber er ist dennoch der Fortinbras dieser Tragödie. Wer immer das Wicelkind zu sehen bekommt, der fängt wie ein alter Einsiedler zu prophezeien an und hört damit nicht auf, bevor er die Bedeutung des Großen Kurfürsten für die Entwicklung Deutschlands vom dreißigjährigen Kriege bis zur Gegenwart nicht erschöpft hat. Noch im Angesichte des Todes denkt der Generalfeldoberst an den Säugling Friedrich Wilhelm und nennt ihn mit ruhiger Zuversicht den „Käcker“.

Der da wird kommen,
Wenn er zu seinen Jahren gedieh'n,
Der blondlockige Knabe,
Den ich dereinst zu Berlin
In diesen Armen getragen habe!“

Aber Wildenbruch bleibt bei so allgemeinem Vorherjagen nicht stehen. Im ersten Akte, da der Generalfeldoberst das Taufkind auf den Armen trägt und ihm dabei fröhlich zu Mute wird, bricht er schließlich in die Worte aus:

„Lieber Gott, ich bin Dein armer Knecht,
Hab' nichts als mein Gebet, aber das ist echt!
Gott, ich stehe vor Dir:
Segne, segne den Jungen mir!
Laß ihn kommen zu seinen Jahren!
Laß ihn zu seinen Thaten gelangen!“

Das geht nicht. „Seine“ Thaten, das zwingt den Zuhörer förmlich, an den Großen Kurfürsten, an Fehrbellin und an Proben zu denken, dazu an alle Berliner Straßen, die danach heißen, „seine“ Thaten, das heißt ausdrücklich: Ich weiß ganz genau, was aus diesem Kinde werden wird, und als richtiger Calvinist brauche ich Gott gar nicht erst um das zu bitten, was er schon vorher bestimmt hat! Im Verhältnis zu dieser genauen Kenntnis der Zukunft ist es nicht erstaunlich, wenn er später ausruft:

„Deutschland ist nicht mehr in Wien,
Deutschland bin ich,
Deutschland ist in Berlin!“

Ebenso wie diese Prophetenworte den Zuhörern einst gefallen mögen, so möchte ich auch, daß die Geistergeschichte des dritten Actes ihnen Freude macht. Hier aber läßt sich ein zweites Bedenken nicht verschweigen. Die ehrgeizige Frau des Kurfürsten von der Pfalz will den Generalfeldobersten dadurch für sich gewinnen, daß sie sich von Geistern als die künftige Königin von Böhmen, Mähren und Schlesien feiern läßt. Dem Stille der Zeit gemäßer wäre freilich die Astrologie gewesen, als diese moderne Hypnose; aber das mag Wildenbruch halten wie er wolle. Das Bedenkliche ist nur, daß die Seherin durch einen unglücklichen Zufall alle täuscht. Sie soll offenbaren, wer der Herr von Schlesien sein werde: in ihrer Verückung nennt sie nun nach der Schilderung eines siegreichen Krieges den Namen Friedrich. Jeder Zuhörer und jeder Leser weiß sofort, daß Friedrich der Große gemeint sei, und es würde den Gewohnheiten des Stückes nicht widersprechen, wenn die handelnden Personen ebenfalls den siebenjährigen Krieg erkennen würden. Hier aber stockt plötzlich ihre Kenntnis der Zukunft,

und sie denken nur an Friedrich den Winterkönig. Auch das geht nicht an, wie ich glaube. Wenn der Dichter schon einmal die dunkeln Schicksalsmächte bemüht und das Grauenhafte walten läßt, so darf nichts Kleines mehr stören. Das Mißverständnis mit dem Namen Friedrich ist ein Lustspielmotiv. Auch die Hexen in Macbeth täuschen; aber sie täuschen mit gewaltiger höllischer Absicht.

Nach einer Aufführung des Stückes, die doch wohl nur aufgeschoben ist, wird über den Gang der Handlung zu berichten sein. Heute sei nur noch auf die dichterische Form hingewiesen, welche mit glücklicher Keckheit den Knüttelreim von Goethes Faust wieder in den Dienst der Bühne gestellt hat. Die kurzen Zeilen mit den kräftigen Reimworten sind vortrefflich gelungen, und die volle Freiheit in der Behandlung des Verses ist nur gut zu heißen: daß der Rhythmus dabei allzuhäufig lyrisch wird, und ruhige Momente dadurch so leidenschaftlich wie die Kerkerzene im Faust erklingen, das liegt nun einmal in Wildenbruchs dichterischem Temperament.

Auch die wenigen und zufälligen Proben, welche hier gegeben worden sind, werden den Leser davon überzeugen, daß das Verbot des Stückes ein Rätsel bleibt. Denn mag auch im einzelnen die Pietät gegen den Vater und gegen die Großmutter des Großen Kurfürsten verletzt worden sein, so ist doch ohne Zweifel Wildenbruch in diesem Stücke mehr als je der begeisterte poeta laureatus des preussischen Herrscherhauses.



Kleine Kritik.

✻

Hermann Sudermanns Schauspiel „Die Ehre“ hat im Berliner Lessingtheater einen so großen Erfolg gehabt, daß man von einem durchschlagenden glänzenden Siege sprechen muß, um das Ergebnis aus den Scheinerfolgen herauszuheben, welche allwöchentlich in den Blättern verzeichnet werden. Daß es sich um das dramatische Erstlingswerk des Dichters handelte, hat gewiß nur bei den wenigsten Zuhörern die Wärme des Entgegenkommens gesteigert; das Stück selbst erwies sich in seinen starken wie in seinen schwachen Teilen gleich Bühnenwirksam und hat sein Glück nur sich selber zu verdanken. Denn daß Hermann Sudermann da geerntet hat, wo die realistischen Bestrebungen der letzten zehn Jahre zu säen in Produktion und Kritik nicht müde geworden sind, das ist doch mehr Verdienst als Glück. Der Wert des neuen Schauspiels liegt fast ausschließlich in den Szenen, welche bei Berliner kleinen Leuten spielen. Vater und Mutter gemeines Volk, die älteste Tochter noch schlimmer, da sie die Kupplerin für ihr Schwesterchen Alma und den reichen Sohn des Vorderhauses abliebt. In diese Umgebung fällt plötzlich nach einer Abwesenheit von man weiß nicht wieviel Jahren der Sohn, der draußen in der Welt die Formen und die Empfindungen gebildeter Kreise angenommen hat. Mit einem Herzen voll Liebe kehrt er zu Beginn des Stückes ins Vaterhaus zurück, leidet bald entsehtlich unter der Verschiedenheit des Ehrbegriffs, wie er von ihm und seiner Familie aufgefaßt wird, und wird endlich vom Hinterhause, welches vom Vorderhause ein gewaltiges Sündengeld empfangen hat, fortgejagt. Diese Handlung füllt den ersten und dritten Akt und ist größtentheils mit so meisterhaften realistischen Zügen gezeichnet, daß sie allein den schönen Erfolg und alles spendende Lob rechtfertigen würde. Wer das geschrieben hat, ist ein ganzer Dichter und wird uns hoffentlich noch manches zu rathen aufgeben. Und jeder ästhetische Bekenner des Realismus muß sich darüber freuen, daß so energische Töne so lauten Verfall fanden.

In jeder Beziehung verdient es Bewunderung, daß diese beiden Akte humoristisch anklagen. Der Dichter will mit voller Überlegenheit zeigen, daß es zweierlei Ehre gäbe, daß die sogenannten niederen Stände darum nicht schlechter seien, weil ihnen der Ehrenkodex der gut gekleideten Leute fehlt. Wo der Dichter diese These im Salon mit Gründen verfechten läßt, da wird er immer theatralisch; wo er die andere Ehre der

kleinen Leute leidhaftig aufs Theater bringt, da ergreift er menschlich. Es giebt nicht viele lebende Schriftsteller, welche auf der Bühne so echt humoristische Züge bieten können. Aber — ja, dieses aber gilt in erster Linie nicht dem Dichter. Ein großer Teil des Publikums, von einzelnen Ubertreibungen der Dichtung und der Aufführung verführt, hielt diese vorzüglichsten Szenen mitunter für Fassenbilder und lachte dem Verfasser brutal in seine schönste Dichtung hinein. Wo er jedoch in den beiden Akten der Kommerzienratsfamilie im Vorderhause mit ganz schablonenhaften Mitteln arbeitete, da fühlte man sich gepackt. Das sollte dem Dichter zu denken geben.

Die Konvention beginnt im Sudermannschen Stücke zum Teil schon bei dem eheliebenden Sohne des Hinterhauses. Der Dichter wollte ohne Frage aus dramaturgischen Gründen ein überreiztes Ehrgefühl schildern; aber mehr als in seiner Absicht lag, giebt er einen Farbenn der Ehre, der sich ein bißchen zu viel um die Meinungen und Gesichter von Bedienten bekümmert. In dem rohen Treiben des Hinterhauses liegt die Originalität und die Bedeutung des Stückes; der gebildete Sohn leitet zu der alten Maschine eine Handlung hinüber, die sich beim Kommerzienrat abspielt. Dessen Sohn hat das hübsche Schwesterchen des ehemaligen Plebejers verführt, und die Tochter des Kommerzienrats wiederum liebt natürlich den Bruder von ihres Bruders Maitresse. Unvergeßlich ist es, daß dieser Konflikt durch eine Art Erbonkel gelöst wird und mit der trivialsten Bühnenheirat schließt; konventionell ist es, wie da die Spannung durch einen drohenden Revolveranschlag aufrecht erhalten wird; und derselbe Dichter, der im ersten und dritten Akte die Bühnentechnik wie ein moderner Meister beherrscht, scheut in der schlechtesten Hälfte seines Schauspiels vor Notbehelfen nicht zurück, die ihm gewiß selbst in künstlerischem Sinne frivol erscheinen müssen. Doch auch hier ist ein „aber“ dabei: diese veralteten Bühnenfiguren und Bühnenstücke gefallen. Dies ist nicht allein dem Publikum zur Last zu legen; der Dichter hat in diesen romanhaften Gesellschaftsszenen einen seiner besten Trümper ausgepielt. Der Konflikt müßte nach dem geltenden Ehrenrecht natürlich zu einem Duell führen; Sudermann hat diesen bequemeren Ausgang mit sprachvoller Keckheit beigelegt, wenn auch leider nur thesenhaft, theoretisch. Sein Sprecher, Graf und Großkaufmann in einer Person, hat vollkommen recht; aber er würde in der Wirklichkeit nicht recht behalten, und dadurch wird auch diese marquante Scene unwahr. Das Stück schreit nach einem sogenannten traugigen Ende. Hätte Sudermann die beiden Ehronkulte zu vereinigen verstanden und in der Duellfrage einen konsequenten Realismus bewiesen, dann wäre der große Erfolg wohl von Thoren bestritten worden, wir hätten aber vielleicht ein literarisches Ereignis zu verzeichnen.

Der junge, erst zweiunddreißig Jahre alte Dichter hat sich nach einer langen Zeit journalistischer Zwangsarbeit erst vor drei oder vier Jahren mit einem Buche eingeführt. Es waren das recht gezielte und bei allem Talent und aller scheinbaren Leidenschaft doch recht unerwartliche Liebesgeschichten. Dann schrieb er, ohne durchzudringen, einige Romane und Novellen, von denen „Frau Sorge“ Beachtung verdiente. Durch den Erfolg seines Schauspiels „Die Ehre“ wird er, ganz abgesehen von der dichterischen Bedeutung desselben, in die Reihe derer eingetreten, die man berühmte Schriftsteller nennt. Drei Wege stehen ihm zu weiteren Erfolgen offen. Er kann die lustige Wirkung, welche seine Volksszenen hatten, ausbeuten und als ein höherer V'Arrange gute norddeutsche Volkstücke schreiben, was ja immerhin etwas wäre. Er kann aber auch auf den Erfolg seines zweiten und vierten Aktes Wert legen, in die Fußstapfen Blumenthals treten und mit Thesenstücken winterliche Saisonersfolge erzielen. Beides müßte Sudermann leicht werden. Aber es giebt noch einen dritten Weg, den schwersten: die Bräuten der Konvention hinter sich abzubrechen, den Liebhabereien des Publikums nicht gefällig zu sein, sein Bestes zu geben und dafür zu kämpfen. Sudermanns Kraft ist bedeutend genug, um auch auf dem dritten Wege langsam zum Siege zu führen; es ist eine Charakterfrage, ob er ihn gehen wird.

Das Drama „Schlechte Klasse“ von José Echegaray hat bei seiner jüngsten Aufführung in Barnays „Berliner Theater“ trotz recht guter Darstellung nur mit dem ersten Akte einen wirklichen Erfolg erreicht; von da ab ließ das Interesse erheblich nach und nur eine grobe Spannung ließ das Publikum das erlösende letzte Wort mit Ungeduld erwarten. Für viele Litteraturfreunde, welche den Spanier Echegaray

nach seinem „Großen Galeotto“ irrthümlich für einen Geistesverwandten Ibsens gehalten und ihn darum übermäßig gepriesen hatten, war der Abend eine herbe Enttäuschung. Aber Echegaray kann doch nichts dafür, daß man ihn falsch rubriziert hat, und als ein ebenbürtiger Rivale eines Dumas und Sardou hat er sich am Ende auch in diesem schwachen Drama bewährt. Er wendet sich im ersten Akte mit beißendem Spott gegen die Vererbungslehre, welche die neueste Dramatik aus Darwin herausgelesen hat; anstatt aber die Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens, die er tapfer verteidigt, mit einem überzeugenden Beispiele zu belegen, giebt er uns ein Gemisch von sentimentaler Philistenhastigkeit und spanisch martialischer Ehrfurcht, so daß die These am Ende unabweisend bleibt und der Zuschauer sich mit einigen überflüssigen Aufregungen trösten muß. Es wäre erfreulich, wenn wir durch gute Übersetzungen allmählich mit sämtlichen Stücken des Spaniers bekannt gemacht würden; es müßte sich dann bald herausstellen, daß die Stellung, welche der Erfolg seines „Galeotto“ ihm unter uns verschaffte, nichts weiter war als ein Mißverständnis. Und die fleißigen Leute, welche schon in aller Eile spanisch zu lernen anfangen, um Echegaray ins Deutsche überzusetzen zu dürfen, können einmweilen ihr Lehrgeld eriparen. — r.

Man kann es begreifen, daß **Gottfried Keller** und **Arnold Böcklin** gute Freunde sind. Eine seltene Lebensverwandtschaft verbindet den malerisch veranlagten Poeten mit dem dichterisch schaffenden Maler. Für beide Künstler giebt es keine Formel, und unsere ästhetische Schulweisheit dürfte in Verlegenheit geraten, in welche Kategorie sie die beiden Sonderlinge einschachten soll. Lustige Romantik und burlesker Humor, süßige Phantastik und strengster Realismus zeigen sich bei beiden auf wunderbare Weise vereinigt. Wenn sie in die ferne Ferne schweifen und ungeheure Fabelwesen vor unser geistiges oder sinnliches Auge zaubern, so ist es das im klassischen Sinne Organische, was diesen Geschöpfen Glaublichkeit und Wirklichkeit giebt. Ihre eigenartige, fast eigenartige Phantastik ist fast durchaus auf einen Ton gestimmt. Man lese das Kellerische Gedicht, in dem ein Meerweib mitten im Winter an einem Seebaum emporklettert und fliegend mit der Hand unter der Eisdecke des zugefrorenen Sees hin und her streicht — und man sieht ein Böcklin'sches Bild! Man betrachte das Bild von Böcklin, auf dem ein alter Einsiedler fromm vor seinem Marienbild die Geige streicht, gänzlich unbekümmert um die neidischen Engelnaben, die oben in der Fensterrute sitzen oder durch die Thürige gucken — und man glaubt eine Kellerische Legende zu lesen! Es ist daher angemessen und sinnvoll, daß der jüngere Maler dem älteren Dichter zu dessen siebzigstem Geburtstag in der Keller Münze eine Gabe dargebracht hat, welche eben dadurch, daß der Künstler sich in seiner Einbildungskraft völlig gehen ließ, ein charakteristisches und wertvolles Gedenkstück für beide geworden ist. Wir sehen auf der einen Seite Orpheus, wie er nackt, in knabenhafter Schönheit, auf einem Mauerchen sitzt und träumerisch lässig mit ausgestreckten Armen in sein Saitenspiel greift. Die Tiere sind seine Zuhörer und in ihrer Weise von seinem Spiel begeistert. Ein Häschen macht possierlich sein Männchen, eine Löwin und ein junger Löwe recken sich behaglich und zärtlich am Boden, und auf dem Mauerchen reibt ein vollmähtiger Löwenalter sich in sentimentaler Entzücktheit am Rücken des in seine Tonwelt vertieften Sängers. Bei allem drastischen Humor, namentlich in der Posenhaltung des alten Löwen, liegt doch auf der ganzen Komposition ein Hauch von andächtiger Weisheit, wie er der Feierlichkeit des Anlasses entspricht. Die andere Seite der Münze zeigt den prächtig modellierten Kopf des Dichters in stark erhabenem Relief. Das Männlich Ehrenhafte und das Sinnend-Orblicherische ist beides vortrefflich darauf ausgedrückt. Die Arbeit des Medailleurs, A. Scharff, zeigt die hingebendste, von künstlerischem Verständnis belebte Durchführung. Haar und Bart sind überaus naturgetreu, das Profil springt energisch vor, und besonders um Stirn und Schläfe ist in Gefäß und Geäder das feinste individuelle Leben. In vierfältiger Ausführung, in Gold, Silber, Cybrierung und Bronze liegt die Münze vor. Die beiden letzteren Formen werden den Freunden des Dichters am willkommensten sein. S.

Geschichte der Deutschen Litteratur von Dr. Ferdinand Schulz.
(Deßau, Verlag von Baumann.)

Der Verfasser, Direktor eines Charlottenburger Gymnasiums, bietet in der vorliegenden Litteraturgeschichte ein Schulbuch, aber er hat dem

Buche, wie er sagt, „eine vollere Form“ gegeben, um „dem Bedürfnis solcher entgegenzukommen, welche sich, unabhängig vom Schulunterricht, selbst zu belehren wünschen.“ Um diesem Bedürfnis also entgegenzukommen, lehrt Schulz auf Seite 273 wörtlich:

„In neuester Zeit erfreut sich 11. Rudolf Lindau wegen treffender Schilderung ostasiatischen und kalifornischen Lebens, und 12. Ernst von Willdenbruch wegen reizvoller realistischer Darstellung großer Beliebtheit. Ferner die Schweizer 13. Heinrich Meyer und 14. Gottfried Keller.“

Welch erschöpfende Kürze! Und dann Heinrich (!) Meyer und Gottfried Keller in einem Atem, — da wundert man sich freilich, wenn die Schweizer auf Deutschland schlecht zu sprechen sind! Von Spielhagen berichtet Schulz nur, daß er mit Vorliebe Nachtbilder aus der aristokratischen Gesellschaft in pessimistischer Färbung entwirft und „durch seine Naturschilderungen von Nügen und Vorpommern ausgezeichnet“ ist. Gustav Freitag wird das im Munde eines Schulmonarchen freilich sehr wertvolle Zeugnis ausgestellt, daß er „eine gediegene Thätigkeit entfaltet“, und Auerbach wird nur als Verfasser der „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ genannt. Welche Bedeutung aber gerade Auerbach und Freitag für die moderne deutsche Litteratur haben, wird den vom „Schulunterricht unabhängigen“ Lesern nicht verraten.

Die Entstehung der Arten durch räumliche Sonderung.
Gesammelte Aufsätze von Moritz Wagner. Nach lehrwilliger Bestimmung des Verstorbenen herausgegeben von Dr. med. Moritz Wagner. (Basel, Benno Schwabe, 1889.)

Die Entstehung der Arten auf Grund von Vererbung erworbener Eigenschaften nach den Gesetzen organischen Wachstums. Ein Beitrag zur einheitlichen Auffassung der Lebewelt von Dr. G. H. Theodor Eimer, Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie zu Tübingen. I. Teil. (Jena, Gustav Fischer, 1888.)

Moritz Wagner, der berühmte Reisende, starb am 30. Mai 1887. Selbst seine Anschauungen in einem großen abgerundeten Werke zum Abschluß zu bringen, war ihm nicht vergönnt; qualvolle Leiden verhielten ihn an der Ausführung seines Lieblingsgedankens. Um so dankbarer darf die Wissenschaft seinem Nefen sein, der das Vorgefundene geordnet und mit einem Nachwort versehen hat. Der Verstorbene hatte seine Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht, wo sie sonst zerstreut geblieben wären.

Wagner ist vielfach als Gegner Darwins aufgefaßt worden. Dies ist mindestens stark übertrieben. Er hat dem Gesetz der „natürlichen Zuchtwahl im Kampfe ums Dasein“ allerdings ein „Migrationsgesetz der Organismen“ entgegengestellt, dessen Wirksamkeit in Verbindung mit der sich daraus ergebenden „Absonderung“ er wohl auch allzusehr in den Vordergrund rückte. Aber sicher ist, daß seine Ausführungen, als Ergänzung und Erweiterung der Darwinischen Lehre betrachtet, einen wichtigen Fortschritt und zum Teil eine Berichtigung derselben darstellen. Wagner fußt überall auf selbständigen Forschungen im ausgedehntesten Maße und auf selbstgewonnenen Erfahrungen, die ihm eben seine Reisen ermöglichten und die ohne solche nicht einmal genügend zu würdigen sind. Da bei der Fülle des Gebotenen eine kurze Besprechung zu Eingebenderem nicht genug Raum bietet, sei für den Laien nur noch bemerkt, daß Wagner eine Möglichkeit der Wirkung natürlicher Auslese nur im Falle der Auswanderung abweichender Einzelformen vom ursprünglichen Standorte gegeben sieht, da sonst die unausbleibliche Mutationswirkung die auftretenden Abänderungen stets wieder aufheben müßte. Die freie Kreuzung wirkt der Wahlzucht im gleichen Verbreitungsbezirk durch Ausgleichung entgegen; andererseits treibt der Kampf ums Dasein die abweichenden Formen, welche eben dadurch am Ursprungsorte ungünstiger gestellt sind, zur Auswanderung um so mehr, je stärker die Abweichung ist. — Im übrigen mögen die Titel der einzelnen Abhandlungen noch näher auf den Inhalt hinweisen; sie lauten: 1. Die Darwinische Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen; 2. Über den Einfluß der geographischen Isolierung und Kolonienbildung; 3. Neue

Beiträge zur Streitfrage des Darwinismus; 4. Neueste Beiträge zu den Streitfragen der Entwicklungslehre, und Naturwissenschaftliche Streitfragen; 5. der Naturprozeß der Artbildung; 6. Leopold von Buch und Charles Darwin; 7. Naturwissenschaftliche Streitfragen; 8. Über die Entstehung der Arten durch Absonderung; 9., 10. und 11. Darwinistische Streitfragen; 12. Die Kulturzüchtung des Menschen gegenüber der Naturzüchtung im Tierreich. Ganz besondere Anregung bieten dieser letzte und der unter Nr. 3 enthaltene Aufsatz „Ursprung und Heimat des Urmenschen.“ Eine Lebensskizze des Verfassers von der Hand seines treuen Freundes und Reisegefährten Karl von Scherzer geht dem Ganzen voran.

Von noch weit größerer Bedeutung ist das Eimer'sche Werk, dessen erster Teil seit dem vergangenen Jahre vorliegt. Der zweite ist noch nicht erschienen; derselbe soll zahlreiche Thatfachen nebst erläuternden Abbildungen bringen, welche als Beweise für die vom Verfasser vertretenen Anschauungen dienen. Eimer ist bekannt durch seine umfassenden Untersuchungen über das Abändern verschiedener Tiere und Tiergruppen, besonders hinsichtlich der Zeichnung. Er hat diese Dinge zu genauerer Durchforschung gewählt, weil sie als verhältnismäßig bedeutungslos vom Standpunkte der Nützlichkeitslehre im Kampfe ums Dasein gelten können. Denn der längst erkannte wunde Punkt der Darwinischen Zuchtwahllehre besteht darin, daß sie nur die Häufung einmal aufgetretener Eigenschaften, nicht aber das erste Entstehen der Abänderungen erklärt. Darum sucht Eimer nach Gesetzmäßigkeiten im Abändern, und er hat solche gefunden; sie mußten sich natürlich da am meisten ausprägen, wo sie Eigenschaften betrafen, die von einer Nützlichkeitsauslese am wenigsten berührt werden. Darwins Zuchtwahllehre überläßt noch das erste Auftreten dem Zufall, was ja nichts anderes heißt, als daß auf eine Erklärung vorläufig verzichtet wird. Es ist selbstverständlich, daß es bei folgerichtigem Denken im Ernste wohl für den Theologen, nicht aber für den Naturforscher überhaupt einen Zufall geben kann. Ein wirklicher Zufall würde in das Gebiet der Wunder gehören; für den Naturforscher schalten nur die ewigen, ehernen, großen Gesetze, nach denen „wir alle unseres Daseins Kreise vollenden.“ Auf diesem Standpunkte steht offenbar auch Eimer.

Den geistigen Forderungssatz, daß auch das Abändern solcher Gesetzmäßigkeiten unterliegen müsse, sucht Eimer nun zu beweisen, und nach Überzeugung des Schreibers dieser Zeilen ist es ihm gelungen. Er findet, daß das Abändern in bestimmten Richtungen vor sich geht, z. B. bezüglich der Zeichnung in einem regelmäßigen Übergang von Längsstreifung zur Auflösung in Flecken, von Fleckung zur Querstreifung, von Querstreifung zum Schwinden der Zeichnung. Er zeigt ferner, daß die Männchen zuerst neue Eigenschaften annehmen, daß die Weibchen folgen und daher die Jungen, welche die Spuren längstvergangener Geschlechter wiederholen, stets mehr den letzteren gleichen. Die festgestellte Gesetzmäßigkeit des Abänderns führt auf die Frage nach den Ursachen desselben. Als solche erkennt Eimer die Gesetze „organischen Wachstums“, das heißt innere, chemisch-physikalische Ursachen. Sie bewirken das erste Auftreten; erst wenn die Eigenschaften da sind, können sie sich als nützlich oder schädlich erweisen und danach erhalten bleiben oder der Vernichtung anheimfallen. Es giebt aber auch gleichgültige Eigenschaften, die democh ausgeprägt werden, und nicht alles ist nützlich, was besteht. Von der Vererbung erworbener Eigenschaften, die neuerdings so vielfach bezweifelt worden, ist Eimer überzeugt. Die Wirkungen der Anpassung, des Kampfes ums Dasein, der Auslese, der Absonderung u. s. w. erkennt er an, aber nicht eine Wirkung gilt ihm notwendig, „viele können nebeneinander gelten.“ Von dem Inhalte der größeren Abschnitte seien hervorgehoben „das organische Wachsen der Lebewelt“, „die Bedeutung der Anpassung für die Artbildung“, „Erworbene Eigenschaften“, ferner die geistigen Fähigkeiten als erworbene und vererbte Eigenschaften, gestaltliche und lebenswirksame Umbildung infolge der Leistung, Gestaltungsgeß, Wiederverzeugung. Am Ende befindet sich der Wiederabdruck einer Rede über den Begriff des tierischen Einzelweizens vor der Freiburger Naturforscherversammlung 1883, welche mit den Worten schließt: „Unsere Pflicht ist Arbeit, unser Recht freie Forschung — unsere Gemüthung feststellen eines Könighens Wahrheit zum Wohle der Menschen — unsere Hoffnung — Erkenntnis!“ — Der so spricht, ist ein ganzer Naturforscher. —

Dr. Th. J. —